

Von Zevenbergen bis Siebenbürgen

Die flandrische Auswanderungsbewegung im 12. Jahrhundert

von Universitätsprofessor Dr. Richard Huss - Debrezin

Das alte flämische Auswandererlied, das noch heute hie und da von den Bauern Brabants gesungen wird, ziert den Eingang dieser Zeitschrift.

Naer Oostland willen wy ryden

naer Oostland willen wy meê,

all over die groene heiden,

frisch over die heiden!

daer Isser een betere steet!

Die Hoffnung auf einen besseren Stand im neuerschlossenen Osten des XII. Jahrhunderts bewegt die innere Stimme dieses Liedes. Und es ist ein deutlicher Beweis dessen, dass die grosse Abwanderung aus der flämischen Heimat dort doch nicht so unbeachtet blieb, wie sie in dem deutschen Osten auffiel.

Die Ursache der Auswanderung war eine mannigfaltige. In Flandern und Brabant war im Jahre 1135 durch Dambruch ein grosser Teil des Landes überschwemmt worden. Die Zuidersee war damals entstanden. Viele Tausende hatten Haus und Hof, Hab und Gut verloren. Ausserdem hatten innere Kriege die Anhänglichkeit an das Vaterland erschüttert. Dazu kam eine wirtschaftliche Notlage, die sich bis an den Mittelrhein ausdehnte. Viel Misswachs, Hungersnot und Überschwemmungen werden von den Jahrbüchern dieser Zeit gemeldet.

So sehnte man sich fort aus der alten Heimat.

Schon Jahrzehnte hatte sich diese Sehnsucht gesteigert. Denn schon von Bischof Udo von Hildesheim (1079 - 1124) erfahren wir, dass er Auswanderer eines ganzen Kirchspiels, unter der Führung ihres Pfarrers empfing und die Bittenden in Eschershausen nordöstlich von Holzminden ansiedelte - als erste flandrische Kolonie in Norddeutschland.

Wir werden uns hierüber nicht wundern dürfen, wenn wir erfahren, dass im Jahre 1111 aus gleichen Gründen eine starke Auswanderung nach England ging. Wilhelm der Eroberer, der Schwiegersohn des Grafen Baldwin von Flandern (seit 1053 König von England) führte ja selbst zahlreiche Söldner, Handwerker

und Kaufleute nach England, die dauernd dort verblieben. Ihnen folgten weitere Scharen von Unternehmern und Arbeitern des Tuchgewerbes, denen England seine Wollindustrie zu verdanken hat.

In der Zeit 1100 bis 1180 zählt man nicht weniger als 19 Sturmfluten, die das Land furchtbar heimsuchten. Und im Jahre 1164 drang das Meer mit seinen Springfluten sogar bis an die Mauern von Utrecht vor. Diese Flut, die Juliana-voed genannt (16. Febr.), brauste vernichtend auch über die Elb- und Wesermarschen dahin.

Am meisten geschädigt war der Bauer. Und dieser konnte nicht nach England gehen. So wendete er seinen Blick nach dem Osten, wohin schon seit der Karolingerzeit in ganz Westdeutschland ein mächtiger Drang trieb.

Dort gab es noch Land in Hülle und Fülle. Die Slaven wurden eben unterworfen und bekehrt. Grosse wirtschaftliche Ausblicke eröffneten sich da. Ganze Kreuzzüge gingen nach dem Osten zur Eroberung des Preussenlandes, so 1147. Und um 1170 war der ganze Süden der Ostsee von der Elbe bis zur Weichsel „dem Kreuz geöffnet“ und damit auch der vollständigen Germanisierung. Besonders aus niedersächsischen Städten strömten die Ansiedler in Scharen dahin. Aber auch Flandrer beteiligten sich an dieser Kolonisierung Ostpreussens, wie die dortigen Ansiedlungen: Flemming u. aa. beweisen.

Im grossen Ganzen gelangten erst die letzten Wellen dieses ungeheuren Kolonisierungsstromes nach Ostpreussen und darüber hinaus, so dass die siebenbürgische Kolonisation mit diesem wenig zu tun hat.

Die siebenbürgische Kolonisation schwenkte vom Oderbruch und Fläming aus am Lauf der Elbe entlang nach Südosten ein und führte über Schlesien nach Siebenbürgen.

Es ist hier nicht der Ort, all die Wellenschläge und Wellenablagerungen der flandrischen Kolonisation durch Mitteldeutschland und die Elbelandschaften zu verfolgen. Das bleibt einer andern Untersuchung vorbehalten, die an anderem Orte erscheinen wird.

Es ist aber keine Frage, dass ihre ersten Ablagerungen im Rheinland selbst erfolgten. Schon in Belgisch-Luxemburg finden wir Flamierge als flämische Ansiedlung.

Die Flandrer zogen gerne überall hin, wo sie ihr Können, Sumpfboden fruchtbar zu machen, Flussgebiete durch Eindeichungen in Ackerboden umzuwandeln, nutzbar machen konnten.

Diese Kunst verstanden Vlamen, wie Holländer in gleicher Weise. Und wenn diese oft unter dem gemeinsamen Namen Flandrer erscheinen, so ist dies wohl ein Beweis dafür, wie sie schon in ihrer Urheimat als in dem flachen Moorlande, im flat-mar wohnend, bezeichnet wurden. Denn daraus hat sich der Name Flandrer entwickelt. Und noch 1150 heisst Flandersbach bei Düsseldorf Flatmarasbeki. Umsomehr können wir Flamersheim und den danach benannten Flamersheimer Wald auf der linken Seite des Rheins so ansprechen. Doch scheint es sich dort um sehr alte Siedlungen zu handeln, wie auch Fleming in der

Pfalz auf Flamaringen und Flatmaringen zurückgeht und schon in einer Urkunde unter Karl dem Grossen so erscheint.

So ist es denn nicht zu verwundern, wenn schon im Jahre 1106 Erzbischof Friedrich von Bremen-Hamburg Holländer aus der Utrechter Diöcese zur Urbarmachung grosser sumpfiger Strecken in sein Land zieht und ihnen dasselbe zur Kolonisation übergibt, auf Grund eines förmlichen Vertrages, den er mit ihrem Pfarrer und sechs Vertretern abgeschlossen. Das Hollerland bei Bremen trägt neben vielen anderen Bezeichnungen, die von ihnen herrühren, noch heute ihren Namen. Diese als erste uns bekannte Tat, wird auch ihre Vorläufer gehabt haben.

Den zweiten Schritt zum Anbau der bremischen Moorländer tat Erzbischof Adalbert II. im Verein mit seinem Getreuen Albrecht dem Bären 1142, den wir dann planmässig im Osten vorgehen sehen.

Auch Vicelin von Neumünster, der 1149 das Bistum Aldenburg (jetzt Oldenburg) erhalten, hatte durch die flämischen Geistlichen in seinem Kapitel Beziehungen nach deren Heimat angeknüpft und von dort Ansiedler - diesmal zur Festigung seines Missionswerkes - in das westliche Holstein zwischen Elbe und Stör bezogen.

In dem östlichen Holstein aber und in Mecklenburg verdrängen Heinrich der Löwe und Graf Adolf von Schauenburg die slavische Bevölkerung, ja roten sie sogar mit dem Schwerte aus. Helmold gibt uns in seiner Wendenchronik einen spannenden Bericht (darüber, wie als advenae hier Fläminger, Holländer, (Ost-) Sachsen und Westfalen, im besonderen Einwanderer aus Utrecht, von Heinrich dem Löwen angesiedelt wurden und das Land Wagrien in Besitz nahmen. Helmold, auf seiner Pfarre am Plöner See war Augenzeuge dieses grossen Ereignisses um die Mitte des XII. Jahrhunderts. So verschiedenartig die Ansiedler aber auch waren, die Gruppen blieben beisammen.

Auch die brandenburgischen Marschen an der Elbe werden durch den askanischen Markgrafen Albrecht den Bären besiedelt. Leider fehlen darüber alle Siedlungsurkunden. Aber Helmold berichtet, Albrecht habe Holländer, Seeländer und Flandrer ins Land gerufen. Holländer liessen sich vor allem in der östlichen Altmark, der sogenannten Wische, und längs der Elbe in zahlreichen Städten und Dörfern nieder. Helmold sagt wohl in übertriebener Weise: von Salzwedel bis zum Böhmerwald; aber wenn es auch keine geschlossene Reihe bis dahin war, so sind die einzelnen Gruppen doch heute noch erkennbar.

Der Fläming bekundet eine starke flämische Einwanderung zwischen Wittenberg und Magdeburg, wo als Mittelpunkt Jüterbog anzusehen ist, das Erzbischof Wichmann für das Magdeburger Stift gewann und wo sogar vlämische Münze geprägt wurde. Und in Bitterfeld erhielt sich die „Fläminger Societät“ als eigenartige Feldgemeinschaft bis ins XIX. Jahrhundert.

Während also im Nordwesten eine flämische Bauernkolonisation stattfand, vollzog sich in Mitteldeutschland vornehmlich durch die Tätigkeit der Zisterzienser eine ganz anders geartete flandrische Einwanderung.

Dieselbe begann schon 1122, als die Zisterzienser ihre erste Niederlassung in Altenkamp bei Geldern mit Brüdern aus Flandern besetzten. Von hier aus gründeten sie die Tochterklöster in Walkenried am Südharz (1127) und Pforta bei Naumburg (1132) ebenfalls mit Flandernern, die in dem brüchigen Lande werktätige Arbeit entfalteten - eine „Nachblüte des landwirtschaftlichen Betriebes der Rheinebene“. Von hier aus förderten sie auch die weiteren flandrischen Einwanderungen. Und nun herbeikommende flämische Bauern schaffen in kurzer Zeit das „Rietland“ zwischen Südharz und Kyffhäuser zur „Goldenen Aue“ um. Auch das Sumpfland am rechten Saaleufer, das der Naumburger Domkirche gehört, erhalten flämische Kolonisten. Als sie dem Kloster Pforta weichen müssen, gründen sie bergaufwärts das Dorf Flemmingen. Südwärts aber entwässern sie das Geratal.

In den 50 Jahren des XII. Jahrhunderts greift die flandrische Kolonisation schon bis nach Meissen aus. Bischof Gerung von Meissen siedelt 1154 „thätige Männer (strenui) aus Flandern“ in dem Dorfe Coryn (jetzt Kühren, östlich von Wurzen), das damals unbewohnt war, an. Und 1160 übergibt Anselm, der Domkustos von Meissen, das wüste Dorf Buchwitz im Burgwald Eilenburg Ansiedlern, die wohl auch Flandrer waren. Auch in Löbnitz werden 1185 solche gemeldet, die das vlämische Bürger-Landrecht erhalten. 1168 aber stützt sich in einem Prozess Adalbert von Taubenheim auf die niederländische Bevölkerung seiner Dörfer Taubenheim (südl. von Meissen), Seifersdorf, Berbersdorf und Hasslau, gegenüber den Franken.

In Schlesien fanden sich schon zahlreiche Ansiedlungsurkunden, die leider noch nicht erforscht sind. Die bisher bekannten stammen aber erst aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts.

Eine einzige kann uns bisher etwas sagen: Dem Erbschulzen Heinrich wird 1259 Pogel (unweit des Oderufers, südwestl. von Wohlau) verliehen, um es nach vlämischem Rechte besiedeln zu lassen, wie das schon vorher in den herzoglichen Dörfern bei Steinau und Neumarkt geschehen war. Dies ist umso wichtiger, als eine Urkunde von 1157 das Dorf Zedlitz iure teutonico zu besiedeln heisst. Ausserdem finden wir ja bei Breslau selbst ein Flämischdorf.

Nachdem wir so mit flandrischer Kolonisation bis nach Schlesien gelangt sind, dürfen wir mit ruhigem Gewissen auf die siebenbürgischen Urkunden bauend, die von flandrensischen Kolonisten sprechen, unsere Augen noch einmal nach Flandern zurückwenden.

Dort hören wir - was uns bei den geschilderten Verhältnissen dortselbst begreiflich erscheint - im Jahre 1132, dass Bischof Andreas von Utrecht das bis dahin unangebaute Land Hoewelaken am Grawenven in Geldern vier Männern zu erblichem Besitz verleiht. 1143 wieder bestätigt Erzbischof Arnold die Nachkommen von dreizehn Männern, denen der Dekan des Klosters Zyfflich, oberhalb Nymwegen, die Palus Garmesela noch unter Anno von Köln (1056 - 75) zum erbberechtigten Besitz und Anbau verliehen hatte, im Erbrecht derselben. Und 1161 schenken die Grafen Dietrich und Philipp (Vater und Sohn) Landleu-

ten die Einöde Rheingenshem bei Ypern in Westflandern zum Anbau, woraus das Dorf Woesten entstand (Vgl. Westen in Siebenbürgen).

Diese innerkolonialisatorischen Bemühungen wären bei der Übervölkerung des Landes bis an den Mittelrhein hin geradezu unverständlich, wenn nicht die Überschwemmungen im Lande wirklich so viel Schaden angerichtet hätten und so viel gutes Land dadurch verloren gegangen wäre. Der Landhunger war tatsächlich sehr gross, wie ja aus der Bestätigungsurkunde der Besitzer der Palus Garmesela wohl gefolgert werden darf, denen ihr Besitz, dessen Ertrag und Erbrecht angefeindet worden.

Die ganzen Küsterlandschaften von Flandern und Holland, bis tief an den Mittelrhein herein, hatte so nach und nach die Welle der Wanderflut ergriffen. Und sie sandte ihre Wellenkreise um die Ardennen herum über Luxemburg hinweg bis in das Moselland.

Die vordersten Wellenträger aber waren schon der Natur der ganzen Bewegung gemäss die Flandrer. Und die grossen Kolonisatoren Heinrich der Löwe, Adolf von Holstein und Albrecht der Bär hatten schliesslich bei der in Bewegung geratenen grossen Flut leichtes Spiel mit ihrer Kolonisation. Bei all der Planmässigkeit, mit der die Landesfürsten und Klöster vorgingen, scheinen sie doch nicht im Stande gewesen zu sein, des ungeheuren Wellenschlages so rasch Herr zu werden, insbesondere da es ja in das Polenland vorläufig nicht mehr recht vorwärts ging und auch in Schlesien sich der Auswandererstrom staute.

Die Politik der Landesherren lief wohl darauf hinaus, an Deutschlands Ostgrenze auf die Mehrung des Reiches hinzuwirken, aber so rasch war der Landhunger der Ankömmlinge auch nicht zu befriedigen. Und so glitt die Welle im Elbetal südostwärts ab, wo sie oberhalb der böhmischen Randgebirge in der Richtung Jüterbog - Breslau in das Oertal einlenkte.

Da standen nun wohl die braven Flandrer als die Vordersten in dem Wanderstrom und konnten nicht vorwärts.

Von diesen Bewegungen muss König Geysa II. in Ungarn gute Kunde gehabt haben, stand er damals doch in innigem Freundschaftsverhältnis zu Heinrich dem Löwen. In Geysas Reiche lagen die Verhältnisse im Osten, in Siebenbürgen, auch ähnlich wie in der deutschen Ostmark. Das Land befand sich nicht in festen Händen der ungarischen Krone, sondern war der Tummelplatz verschiedener Völker, wie Kumänen und Petschenegen, und die dort ansässige ungarische Bevölkerung, die das Innere des Landes noch nicht erfüllt hatte - die Szekler sassen am Ostrand -, wie die Heere des Königs waren nicht im Stande, dasselbe zu schützen.

Seit König Stephan dem Heiligen aber hatten sich deutsche Ansiedler im Lande, in Siebenbürgen selbst, schon gut bewährt. So war es nur natürlich, dass König Geysa - wohl im Einverständnis mit Heinrich dem Löwen - seine Boten zu diesen an den Pforten Ungarns stehenden und Einlass begehrenden Auswanderern sandte: sie möchten kommen in sein Land; da sei Ackerboden in Hülle und Fülle, da sei Gelegenheit, in Freiheit ein glückliches Volkstum zu entfalten.

Und sie kamen und zogen herein durch den Jablunkapass und im Tale des Sajó herunter an die Theiss und den Szamos, wo schon manche deutsche Ortschaft sie begrüßte, die noch aus Gisellas Zeiten stammte. Bei Tusrád fanden sie die gute alte Römerstrasse, die über das Meszesgebirge in das neue Waldland Transsylvanien führte. Und sie zogen hinunter auf dieser Strasse über Klausenburg, das alte Napoca, bis hinunter an den Zibinfluss und den Alt.

Dort, wahrscheinlich auf dem Boden alter Ansiedlung schon, denn in der Nähe ist ja Hammersdorf alte Römersiedlung gewesen, machten die ersten Einwanderer Halt - und gründeten Hermannstadt.

Woher kamen sie? Wer führte sie? Wer war ihr Oberhaupt, das Haupt der freien Männer, die hier von Königs Gnaden ein Land in Besitz nahmen?

Diese Fragen liegen im Dämmerlicht der Sage. Aber die Sage enthält viele Andeutungen. Sie erzählt, dass diese kühnen, freien Männer mit ihren Angehörigen aus einem Lande kamen, wo vier Flüsse in das Meer mündeten, die aber alle nur aus einem kommen. Das kann nur der Rhein, das kann nur Flandern gewesen sein.

Und sie gründen Hermannstadt. - Die Sage erzählt der eine ungarische Chronik Thwroz (Turóczy) und setzt die Gründung schon in die Zeit Stephans des Heiligen zurück, als im Gefolge der bairischen Gisela, der Schwester des deutschen Königs Heinrich II., ein armer Freiherr Hermann aus Nürnberg nach Ungarn und Siebenbürgen kam, wo er den Ort Hermannsdorf (Hermanns villa), das spätere Hermannstadt erbaute. Diese erste Ansiedlung soll im Jahre 1002 stattgefunden haben. Hermann selbst wurde 125 Jahre alt und der Stammvater eines berühmten und lange dauernden Geschlechtes. - Auch andere Chronisten lassen Hermann aus Nürnberg stammen und mit der Königin Gisela einwandern. So Kézay; die Wiener Bilderchronik aber nennt ihn Herman de Alemania. Ohne das Verhältnis dieser Chroniken zu einander weiter in Augenschein zu nehmen, ergibt sich klar, dass Hermann von Nürnberg eigentlich nichts mit Flandern zu tun hat.

Wie dem auch sei. Hermannstadt ist ursprünglich nach einem Hermann benannt. Und Hermannsdörfer finden sich in Deutschland in der Wanderungsrichtung mehrere. Am auffälligsten aber das in der Nähe des Jablunkapasses liegende Hermannstadt. Nicht weit davon Zuckmantel, das mit dem siebenbürgischen Zuckmantel tatsächlich auf Zugmantel in der Nähe Nürnbergs weist.

Doch nicht nach Siebenbürgen allein sind Flanderer gelangt. Auf dem Wege dahin sind auch in Ungarn manche sitzen geblieben, so in Batár im Komitat Ugocsa, wo sie in der ungarischen Bevölkerung bald verschwanden.

Sehen wir uns nun das alte, schon im XIV. Jahrhundert nachweisbare Siegel des Hermannstädter Gaves an, so weist das mit seinen drei Seebumenblättern auch auf ein deutsches Küstenland hin.

Und wenden wir den Blick nach den Rheinmündungen hin, so stösst uns da die holländisch-flandrische Stadt Z e v e n b e r g e n auf. Sie liegt da, wo etwas nördlicher der mit der Mass vereinigte Rheinarm Waal in dem Hollansch-Dieps ins Meer fällt.

Sollte dieser Namen, der dem siebenbürgischen Namen unseres Vaterlandes gerade in Hermannstädter Mundart so durchaus gleich klingt: Sewenberjen (= Zevenbergen in niederländischer Lesung), tatsächlich von dort mitgebracht sein, wo die Väter der Hermannstädter den Oude Rijn auch einst so genannt hätten? Wer kann es wissen? Beweise gibt es dafür nicht. Aber die Hermannstädter Mundart lässt gerade in älterer Zeit so deutlich noch das Flandrische durchklingen. Es heisst damit nicht mehr behaupten, als wenn die Wissenschaft für eine nach anderer Richtung entwickelte Mundart, in den „ostelbischen Teilen der Provinz Sachsen, und in der ganzen südlichen Hälfte der Mark Brandenburg, von Havelberg, Berlin und Schwedt bis Magdeburg, Wittenberg und Frankfurt a. O., im besonderen in Zauche, auf dem Fläming und im Okerbruch“ angenommen hat, dass dieselbe „im wesentlichen niederfränkisch“ sei.

Wie sollen wir uns aber den Übergang von einem mitgebrachten Stadtnamen zu einem Landesnamen denken? Das Wappen des Hermannstädter Gaues hilft da vielleicht weiter. Die Einwanderer des Hermannstädter Gaues stammten vielleicht zum grossen Teil aus der flandrisch-holländischen Stadt Zevenbergen. Aus der Gegend, die von Überschwemmungen so gefährdet war, dürfte ja tatsächlich eine Massenauswanderung erfolgt sein. Dort liegt ja auch auf der nördlichen Seite des Rheinarmes Lek, nördlich von Rotterdam das hier bedeutsam mitsprechende Zevenhuisen; Grund genug, den Namen auch zum Landesnamen sich erweitern zu lassen. - Diese Namen sind doch gewiss auch so wichtig, wie das immer wieder angeführte brabantische Auswandererlied.

Und begleiten wir die Auswanderer auf dem einzigen Wege, den sie von hier aus nach Osten gezogen sein können, auf der Römerstrasse am Rhein entlang bis nach Köln, so finden wir den Namen in der Stadt Köln selbst wieder. Die Kölner Schreinsbücher (Grundbücher, Katasterbücher) verzeichnen schon 1259 ein „domus et area, que Syvinburgin vocatur“. Im Jahre 1339 wird ein „domus mercatoria dicta Craymhus un der Sevenburgen“ genannt. Und 1358 wird über ein „domo mercatoria, que alias dicitur Sevenburgen et postea nominata fuit heren Vuden huys“ gehandelt. Wenn nur eine einzige Familie aus Zevenbergen nach Köln kam, ist der Name hier schon erklärt. Wie viel mehr in Siebenbürgen, wohin eine ganz Schar aus Zevenbergen und Umgebung gelangt sein kann.

Und dann: der Name wird und wurde gar bald im Sinne von septem castra = „sieben Burgen“ in der neuen Heimat aufgefasst und verstanden, nachdem sein ursprünglicher Sinn verloren gegangen. So finden wir ihn ja übersetzt in den ältesten Urkunden. In der Form (zeden) Siebenbürgen wanderte er zurück nach Deutschland in die mittelhochdeutschen Epen: wo wir Dietleib in Siebenbürgen finden, wo Tibalt von Siebenbürgen (in der Rabenschlacht) her stammt, wo Marcholt von Siebenbürgen (ebenda) erwähnt wird. Dies ist nicht auffälliger als Ramung (= der Rumäne?) von Vlachienland (freilich auch von Islande, im Biterolf).

Sieben römische castra, oder andere befestigten Plätze, die im Hermannstädter

Gau noch aus alten Zeiten standen, mögen den Namen „Zevenbergen“ in der Bedeutung von „Sieben Burgen“ frühzeitig an sich gezogen haben, als der ersten flandrischen Einwanderung bald die grosse Einwanderungswelle der Moselfranken folgte, die die Flandrer in sich verschlang. Wer kann heute noch bestimmen, um welche Orte es sich gehandelt haben mag. Mit der Ausbreitung der Ansiedlungen der Neu-Ankommenden aber erweiterte sich der Begriff „Siebenbürgen“ immer mehr, und scheint sich an sieben grössere vielleicht auch alte Burgen innerhalb des den Einwanderern verliehenen Desertums zu heften, das so schön, in einer Ellipse, von Römerstrassen eingeschlossen erscheint, um schliesslich an den sich entwickelnden „sieben Stühlen“ haften zu bleiben und dann den ganzen Umfang des Begriffes Transylvanien zu umspannen. In dieser Ausdehnung des Begriffes hat man dann die Städte Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlbach und Schässburg erkennen wollen. Karácsonyi macht in einer ansprechenden Darlegung für ältere Zeit sieben andere alten Burgen (fünf römische Castra und zwei alte ungarische Burgen) geltend. Dies alles kann im Wandel des Begriffes selbst bei der ursprünglichen Herkunft des Namens von Zevenbergen am Rheine bestehen bleiben.

Sprachlich sind diese Flandrer in dem Hermannstädter Gau verschwunden. Aber Spuren des Flandrertums finden sich doch noch in Siebenbürgen.

So wie die Volkssprache im ostdeutschen Kolonisationsgebiet den Ausdruck „flämischer Kerl“ für eine von den übrigen Bewohnern sich scharf unterscheidende Erscheinung bewahrt hat, so finden wir diesen Namen auch in Siebenbürgen vertreten, u. zw. bei den Rumänen: als *Bloander*, womit ein Herr in deutscher Kleidung bezeichnet wird. Auch der Familienname *Flondor* kommt häufig vor.

Vor allem aber werden die ersten Einwanderer der Hermannstädter Provinz von dem päpstlichen Kardinallegaten Gregorius 1195 *Flandrenses priores* genannt. Es sind das wieder diejenigen, die in das Altland zuerst einzogen und über die sich dann die grosse Schicht der nachkommenden Moselfranken legte. Der Kardinallegat hebt sogar hervor, dass er von keinen anderen Flandrensern wisse und keine andern der Hermannstädter Propstei unterstellt worden seien, ausser denjenigen, die zur Zeit der Errichtung der Propstei schon da wohnten und noch in dem Desertum angesiedelt werden würden, das König Geysa den ersten Flandrensern bewilligt und verliehen hatte.

So erscheinen auch hiedurch die Flandrenser als die ersten Einwanderer der Hermannstädter Provinz anerkannt. Sie waren es wohl, die die weitere Ansiedlung der nachkommenden Moselfranken durchführten. Sie waren es, die die Hermannstädter Propstei gegründet, aus der dann die ganze Sachsenkirche in Siebenbürgen hervorwuchs, als die Moselfranken bald darauf ankamen.

Die Entlastung

Erzählung von Oscar Walter Cisek - Bukarest

Käferfüsse liefen über sein Gesicht und weckten ihn. Er reckte sich hoch und warf das Tier auf den Fussboden, zertrat es, schlafentrückt lachend. Dann sah er an sich herab, liess die Armmuskeln tanzen und rieb die dicht behaarten Beine.

Im Fenster lag der Morgen, lag breit und noch un gelenk. Zu pfeifen begann er, stützte, jäh sich besinnend, schob die gleichgültigen Lippen seitwärts. Hierauf hielt er eine Spiegelscherbe vor das schweissgeölte Gesicht, und seine Grimassen schwellen darin satt und ausgeruht. Nachdem er die staubstrotzenden Schuhe anhatte, wusch er sich in einem dröhnenden Blecheimer und spritzte einen grossen Kreis um sich im Raum.

Auf dem mit durchlöcherterem Wachtuch bezogenen Tisch lag das gerupfte Huhn, eine hellblaue Masse. Als er nachts heimgekehrt war, hatte er an die langen Wegstrecken gedacht, war noch einmal hinunter auf die dunkelzerstörte Strasse getappt, in eine schlafenden Hühnerhaus der Nachbarschaft dem kaum aufpiepsenden Tier den Hals durchzuschneiden.

Die Bewohner der Ortschaft hatten ihn ohnehin nicht gern gesehen, hinter ihm murmelnd geflücht, wenn er, ein klotziger Schrank, auf dem sein roter dicker Kopf brannte, die Wege schwankend durchröhlte. Gegen den überall schallend Lachenden war man zuweilen sogar ungerecht gewesen und auch empört, denn an seinem prallen Gleichmut glitt jedes Rügen unbeachtet und wie ein Fetzen Papier ab. Doch viele versöhnten sich dann wieder wortlos mit dem Ungestümen, erfasste sie lauter Bewunderung, wenn sie ihm beim Beschlagen der Pferde zusahen. Wie er da die Spannung der herunterschmetternden Hengstbeine bezwang, erhob sich nur Staunen, und die Knaben hätten ihn tagelang angestarrt, wäre er nicht oft sehr grob und ihrer Verblüffung gegenüber ohne Verständnis gewesen.

Jetzt schmolz sein Gesicht weicher in einem Lächeln, denn er dachte daran, dass er, weit von den letzten Gebäuden der grossen Siedelung, ungestört das gestohlene Huhn braten und bald mit dem Verzehren anfangen wollte.

In dem ledernen Sack, den er auf den Rücken nahm, war auch sonst noch Essbares genug, denn der Weg durch die Steppe sollte eine geschlagene Woche dauern. Und die nächste Stadt, in der er sich von einem Handwerker anwerben lassen wollte, war so weit, dass manche Reisende oft auch länger noch nur das Nicken des Steppengrases im Wind gesehen hatten, ehe sie hingelangt waren. Aber indess er eine hüpfende Melodie zwischen den Zähnen herauschob, war er in seiner Gleichgültigkeit überzeugt, dass diese Strecke für ihn nur flüchtiges Spiel sein sollte, eine Sache, der man ausspuckend einen Fusstritt versetzt.

Und als er schon auf der knarrenden Treppe war, fielen ihm die Eltern ein, der starr abgewandte Vater, die weinerliche Mutter. Doch er wollte nichts von

einem Abschied wissen und stieg leiseren Schrittes hinab. Der Sommertag war hell und glänzend, als er auf die Strasse trat, die von metallischen Schwalbenflügen zerissen, geduldig vor ihm lag. Die Wärme floss ihm wie ein sanftes Gewelle entgegen. Er blickte nicht um sich, er ging. Durch das zerschlissene Futter seines Rockes steckte er die Zeigefinger, trottete dann rascher dem Dorfe zu. Und da sah er, dass ihm Menschen in hastig zerrütteten Haufen entgegenliefen, dass drüben in der Nähe der Kirche Flammensegel flaggten, eine schwere Rauchsäule sich empordrängte und gelbe Funken in das Dunkelblau des Himmels warf. Getreideschuppen brannten. Viele Rufe wirbelten ineinander, mit vollen Kübeln taumelten Kinder vorbei. Keuchende schleppten lange Leitern, von zerrauten Weibern gejagt. Er gab keinen Laut von sich, blieb nur stehen, schaute. Der grosse Strohhut behütete einen wohlthuenden Schatten auf dem starkgefügten Gesicht. Eingeschlossen in sein wenig erhitztes Fleisch, wuchtete er rascher über die zerbröckelnden Radfurchen, indes sich der Rauch als undurchdringliches Gebäude über den ohnmächtigen Dächern der Ortschaft türmte.

Aus dem Spalt eines Tores riss sich da die Gestalt einer Frau. Die verzweifelten Arme stoben aus den Schultern der Weinenden, die vorgeneigt seinen stockenden Gang auffing. Sie starrte ihn an mit hysterisch zerrissenem Gesicht. Schmerzlich schluchzte sie im Aufbrechen ihres Keuchens, erfasste seine Hand, bohrte gegen seine Brust den nassen Kopf, dessen flachsgelbes Haar in seine Augen wehte. Immerzu stöttete sie zwei Silben, von Erregung zerfasert, stampfte mit den filzernen Hausschuhen, dass der Staub der Landstrasse auseinanderrauchte.

Sein Blick rann über sie hinweg. Er wollte sie beiseite stossen, aber ihre Finger hackten sich an der teerbefleckten Jacke fest. Sie jammerte: Ich werde verrecken wie ein Vieh. Du darfst nicht gehen. Ich lasse dich nicht. Ich werde dich nicht weitergehen lassen.

Und ihr Schauen zerrann wie das Dunkel eines verschütteten Schachtes. Da brach ein Laut des Ekels aus ihm, er erfasste hart ihr Handgelenk und stiess sie zu Boden, schrie: Was willst du von mir? Ich gehe. Bin ich dir etwas schuldig geblieben? Hab ich dir nicht alles bezahlt?

Was schreist du? In drei Monaten werde ich dein Kind gebären. - Etwas erstickte sie, fiel scharf in ihr gequältes Gehirn.

Da hatte er nur die Antwort: Auch ohne mich wird es auskommen. Von solch einer brauch ich kein Kind.

So wollte er weiter. Doch sie hängte sich wie ein totes Ding an seinen schweren Fuss, liess sich auf die Finger treten, warf sich wieder und wieder vor seinen Schritt. Und sie rief, jede Silbe heiss und voll Hass: Du wagst es, eine Frau so schändlich zu schlagen? Du hast mir die Gelenke zerbrochen! Du hast mir die Finger blau gequetscht und verrenkt! Ich werde dir den Kopf mit Steinen zerschmettern, du Mörder!

Ich dir werde einen Hieb versetzen, dass du liegen bleibst, sagte er mit ruhig erzwungener Verachtung. Er öffnete die Fäuste, die an seiner Hose zerrten, wich

augenblicklang der Knieenden aus und lief eine kurze Strecke, während aus einigen Häusern kollernde Hohnrufe gegen seine Stirn schlugen. Er blieb verstockt bei jedem Anprall.

Im Lauf flackten die zerwühlten Züge des Weibes hinter ihm auf. Mit den Armen fuchtelte es, drohte heiser: Wenn du wiederkommst, werde ich dir Schwefelsäure ins Gesicht giessen. Auch deine andere Frau, die du so gemein stehen gelassen hast, wird dir Schwefelsäure ins Gesicht schütten.

Und dann blieb die Ermüdete ächzend zurück, reckte steil ihren Leib und fiel im Weggraben zusammen.

Etwas brach da auf in ihm, Ungekanntes, Furcht vor einem Begebnis, das gefährlich war und gegen das er sich mit seinen Fäusten nicht hätte wehren können. Und so stutzte er, sah sich in Gedanken unerwartet schon mit aufgepflügtem Gesicht, in dessen Fugen die Säure nistete, mit leer glotzenden Augenhöhlen. Einige Schritte wollte er da zurückgehen, der Frau doch ein paar beruhigende Worte zu sagen. Da entkettete ihn eine abwehrende Gebärde von allem und wie nach einer überfetten Speise wischte er sich die Lippen ab, lachte. Den ledernen Sack warf er auf die andere Schulter, brummte etwas. Und schritt unbekümmert vorwärts, die Fäuste verknüllt und gleichsam untergehend und ruhend in der eigenen spröden Schwere des Blutes.

Die dürftigeren Gasse und Pfade, die allmählich, von spärlichen Baumarmen beschattet, in staubübersäten Gemüsegeräten und hinter Bretterplanken und Zäunen als graues Gerinnsel versickerten, beachtete er nicht, wandte seinen Gang einem Bachstreifen zu, von dem aus ein wenig ausgetretener Weg in die Steppe mündete.

Die Sonne, die alle Dinge aus in sich versunkenem Trotz hervorriss, hatte nichts mit ihm gemein, sie verbrannte ihn und war lästige Wärme. Vergilbte Binsen und Gräser, wie abgeriebene Filzfetzen um die klaffenden Adern des ausgetrockneten Bodens verstreut, waren Gleichgültiges und Einerlei für seine oft sich abwendenden Augen. In die entfernte Stadt hatten ihn schon seine aufquellenden Sinne verschleppt, in die Schenken, von den vielen dort einkehrenden Flössern durchlärmte, und zu Weibern, deren lässige Öppigkeit ihm oft genehm gewesen war. Vor sich meinte er ausschlagende Pferde zu sehen, halb zerfallene Bordelle und eine Liebschaft mit weichen Griffen, einer lächelnden Beteuerung, einem blechernen Ring und warmen Nächten in Scheunen. Dann träumte er von dumpf tönenden Stadtstrassen und dachte gerne an das Huhn, das schon unter dem nächsten Baum hervorgeholt und auf einem rasch zugeschnittenen Holzspieß gebraten werden sollte.

Die fallende Unendlichkeit der Steppe, die jenseits einer ihm entgegenwallenden Hügelreihe begann, blieb weit von dem eng verstellten Bewusstsein dieser Stunde. Sie war, ausserhalb seines Geruches und Geschmackes, reglose Ohnmacht nur, eine entfernte und haltlose Vorstellung, verschlossen und ohne Geheimnis. Wie ein sinnloses Ding lag sie als geringes Hindernis vor seinem in sich selbst gespannt bleibenden Wesen.

Irgendwo flogen Vögel auf, dunkle Staubflecke in einem tiefblauen Kreis. Es sah sie niemand, und er war nicht dazu da.

Er fand ein vertrocknetes Stämmchen, zog es hinter sich her bis zu einem Baum und sammelte Reisholz und zündete das Feuer an. Dann briet er das Huhn, schaute wohlgefällig zu, wie dem Vogel Fetttropfen aus den gebräunten Hautporen perlten, ass ein grosses Stück Brot, trank, ging weiter. Denn er verspürte noch lange keine Müdigkeit, wollte erst tief im Steppeninnern rasten.

Stundenlang mochte er gegangen sein, die Sonne hatte die Mitte der Himmelswölbung zerschmettert, als ihm einige ermüdete Männer, Handwerker oder Strolche, begegneten, die winselnd um ein wenig Wasser bettelten. Er sagte gleich, er hätte keines bei sich, da er geglaubt habe, ein Bach werde bald seinen Weg kreuzen. Die hageren Männer sahen einander mit verständnislosen Blicken an, brachen in ein dünnes Gelächter aus und fragten hierauf nur, wie weit es noch bis zu der Ortschaft sei, und waren zufrieden, als er sie anlog, dass sie nur noch eine Stunde rasch auszuschreiten hätten. An ihren zersprungenen Mützenschildern rückten sie sogar, da er sie unfreundlich und jäh verfinstert anstierte, keine zweite Bitte hören zu müssen. Hinter der Hügelwelle verschwanden bald ihre pendelnden Gestalten.

Vor ihm lechzte die Steppe. Unter seinen schweren Schuhen klang dumpf der Weg. Die letzten Bäume wucherten armselig aus der zerborstenen Schale des Bodens, er liess sie unbeachtet zurück. Aber die Hitze lag überall, wurde den Gliedern zu einer Folter, grausam und unsäglich tückisch. Dann rann sie wie eine siedende Salzlösung über das Land. Sein farbiges Halstuch zog er seufzend hervor, wischte sich damit den Schweis von der Brust, nahm den Rock in die Hand. Doch sein Leib wurde schwer und plumper unter den schändenden Strahlen, denen er nirgend zu entrinnen vermochte. Die Sonne drückte ihn zu Boden. Es gab vor ihr keinen Schutz. Sie drang durch die Kleider, das Hemd, durch die Haut. Das Blut entzündete sie und liess es ohnmächtig verebben. Man konnte sich nicht aufbäumen und war ein willenloser Klumpen in den Windwogen, die wärmeträftig aufschlugen. Er ass nichts, trank und trank. Aus der dicht behaarten Brust quoll das Wasser wie aus einem Wald. Mühevoll suchte er vier Äste und spannte darüber seine Jacke, kroch unter sie und schlief ein. Und im Traum, der in schwindender Flucht ihn durchlief, war er ein glücklicher Sultan, von vielen hellen Weibern umtanzt.

Dunkelgolden und schräg schien die Sonne auf ihn, als er erwachte und die ausgebreitete Jacke mit dem rund im Gähnen klaffenden Gesicht weghob. Ein grosses klebriges Insekt sog an seinem Unterarm. Spuckend pustete er es fort und war ein wenig verwundert, dass dieses Tier hier noch leben konnte. Dann ass er schmatzend das ganze Huhn auf und schleuderte die Knochen weit in den Umkreis, wischte sich mit dem Handrücken die aufgeworfenen Lippen ab, leckte dann wieder an der Hand. Er atmete auf, denn die Sonne lag nicht mehr wie eine glühende Pfanne auf seinem Strohhut. Von einem der Äste schnitt er sich einen Stecken und brach auf und ging und ging rascher, stundenlang, bis

die Nacht mählich auf das graue Tuch der Steppe glitt, das Dunkel ihn enger umhüllte, und spät der Schlaf sich wieder in den dumpfen Ästen seines Hirnes ein Nest baute.

Mit dem nächsten Morgen kamen wenige Wolken über den Himmel. Er erhob sich vom Boden, kaute ein Stückchen trockenen Käse und brach von neuem auf. Diesen Weg hatte er niemals noch zu Fuss zurückgelegt. Als Kind war er einst in einem Landwagen durch diese Gegend gefahren, aber er erinnerte sich dieser Reise nicht mehr. Und da er an die weinerliche Mutter dachte, die ihm oft von der Öde dieses Weges erzählt hatte, stieß er sie flüchtig aus seinem Zurückdenken. Es war lästig, an ihre jämmerliche Tugend zu glauben, da das Leben so breit und blutig aus ihm brach. Ein vorwärts wuchtender Stamm, beschleunigte er seinen Gang. Doch die Steppe wurde jetzt zu einem Gegenstoss und wurde ein hämischer Widersacher, den man niedertreten musste. Als er wieder rastete, wehten Rabenschwärme in seine Nähe. Trockene Erdschollen lagen zuweilen neben den Weg gehäuft und sahen aus, als hätten die Vagabunden, die ihm gestern begegnet waren, sich Kissen daraus gemacht, herrschaftlicher schlafen zu können.

Im Blechbehälter, der zu unterst im Sack lag, war noch Wasser genug für die nächsten Tage, doch er hätte sich gerne in einem Fluss oder wenigstens in einer ärmlichen Bachrinne gewaschen. Wer wusste hier, wie lang eine Stunde war? Müßige Sinnlosigkeit blieb es, um sich zu schauen. Und nach einer Weile merkte er, dass er verstimmt war und auch seltsam verbittert. Es wäre vielleicht doch besser gewesen, im Dorf zu bleiben, nichts herauszufordern. Man hätte mit dem Weib ruhig weiter leben können, und das Kind hätte einen an nichts gehindert.

Der Tag griff klarer um den Raum, doch die Steppe breitete sich wie Aussatz aus. Um einmal etwas zu hören, pfiß er, schrie einen gellen Laut hinauf in das unendlich geschwungene Blau. Die Hitze schien den Strohhut anzünden zu wollen, und seine Glieder troffen von Schweiß. Masslos war diese zähe Glut des versengten Landes, das ihm seine Trümmerhaufen wie Asche entgegenschleuderte. Der farblose Boden ermüdete die Augen, die mit dem Auftauchen eines kleinen Baumkrüppels zufrieden gewesen wären. Aber der unbändige Mensch blieb verstockt in seiner Demütigung. Immer noch dachte er an die Freuden der Stadt, rann ein Schauer der Wollust durch seinen Nacken.

Der Schutt vor ihm bedeutete noch nichts Bezwingendes. Und er, der in ruhiger Sicherheit seiner Kraft vertraute, war nicht ein loses Stück, hierher geworfen und vergessen. Sein Mund knirschte. Er lief, so gut er es noch vermochte, er schlief, ein erdfarbener Sack, neben dem Wege ein.

Als er erwachte, empfand er eine bisher noch unbekannte Leere in den Adern und zerriss ein Stück Brot mit hungrigen Zähnen und verschlang es. Und darauf sah er lauernd um sich, denn die Einsamkeit war seinen Sinnen zu einer Mauer

geworden. Weit erkannte er einen Schatten, der sich allmählich zu einem rasch nahenden Menschen wandelte. Dann setzte er sich wieder und erwartete, einige Schlucke aus dem Blechbehälter trinkend, den Fremden. Die Sonne schien jetzt dem dunkelfarbenen Man prall ins knochige Gesicht.

Beide schwiegen. Der Fremde wankte wie ein Betrunkener, die eine Hand starr in die Rocktasche vergraben, barfuss und zeilumpt. So kam er ganz nahe an ihn heran.

Hast du Wasser, irgendetwas Trinkbares? rief er laut, sah den Dasitzenden flehend und drohend an.

Dieser richtete sich auf, antwortete träge, er habe keines. Was er eigentlich von ihm wolle? Weshalb er ihn so ansehe? Er solle seines Weges gehen. - Er tat als sei er allein und schaute weg.

Da stand der Fremde dicht vor ihm, warf ihm einige Worte scharf ins Gesicht, schrie, er lüge, er hätte ihn zuvor aus einem Gefäß trinken sehen.

Er fand leicht die Entgegnung, es sei das letzte gewesen, das er noch gehabt habe. Aber Rechenschaft hätte er ihm keine abzulegen. Er solle sich wegscheren.

Doch bevor er sich noch recht zu besinnen vermochte, wich der Fremde stöhnend und irr lachend zwei Schritte zurück, zog einen Revolver aus der Tasche, die Sekunde raste auseinander, und da hatte er auch schon das Bewusstsein ärgster Gefahr, sprang auf den Menschen, warf ihn zu Boden, wollte ihm die Waffe entreissen. Der andere verteidigte sich zäh. Der Kampf wurde erbitterter mit jedem Schlag und Stoss und Griff. Ein krachender Fausthieb schlug in die Kinnlade des Fremden, aber er war sehr kräftig, kämpfte keuchend weiter. Wie zwei Hunde verbissen sie sich, kugelten über den Weg, beide die Hand um die Waffe geklammert, jeder umgellt vom Wutgeschrei des anderen. Ihre Leiber schmetterten gegen einander, strafften sich hoch im Widerstand. Die Blicke zerشلugen sich, die Waffe war kantig und heiss.

Es dröhnte ein Schuss zwischen ihnen. Der Fremde sank auf den Rücken, und sein Gesicht zerriss in einer kümmerlichen Verzerrung.

Den Revolver in der Hand, stand er da, jäh entlastet und unbewusst auflachend, die Zähne bloss. Die Augenblicke sausten um ihn und entwirrten sich nur langsam. Schon sah er nach seinem ledernen Sack, klopfte sich den Staub von der abgefetzten Hose, da trafen seine Augen den Röchelnden, der sich vor ihm wälzte und krümmte. Eine leise Neugierde sammelte sich in ihm. Dass er selbst nur einen Kratzer, der leicht brannte, auf seinem Handrücken bemerkte, war er froh. Er stierte den Leidenden an, stutzte. Er riss die Augen auf, kam einige Schritte näher. Eine Weile verging so, stumpf und stumm. Der Fremde atmete schwer, lallte Unverständliches. Unter seinem Hemd quoll Blut hervor, gerann dunkel auf den mageren Grasbüscheln. Er wankte, er beugte sich über den Verwundeten. Und er empfand unter den eigenen Rippen eine halbloose Bedrängung, die ihn mehr und mehr erfüllte. Was war dies Geschehen? Das Wesen vor ihm reckte sich und zuckte zusammen, ein zerquälter Gliederhaufen, dessen Schmerz tief und totverwandt war. Niemals hatte er dies gesehen, die

Einsamkeit und das Unentrinnbare des Sterbens. Er schaute beklommen um sich. Jemand hätte er rufen wollen, aber die graue Öde der Steppe war Starres auf seiner Zunge.

Und da stürzte er sich über den Wimmernden und bat ihn, er möge ihn seine Kleider öffnen lassen. Und löste fieberhaft den Riemen vom Leib des Fremden und riss die Weste auf und das Hemd. Er sah den Pulverkreis um die Wunde in der Seite, aus der das rote Gerinnsel lief. Die Finger drückte er gegen die Öffnung, er wollte das Blut aufhalten, aber der Leidende schrie wie irrsinnig auf. Hinüber zu seinem Sack lief er, zog den Wasserbehälter hervor und riss ein Stück aus seinem Hemd. Wasser goss er darauf und wusch die Wunde. Dem Stöhnenden gab er den Behälter an den Mund. Der Fremde trank einige Schlucke. Seine Lippen waren blaue Lappen.

Da lächelte er ein wenig beglückt, lächelte verwirrt, denn dieser hier war nun weit entfernt vom Geschehenen und ein armes Opfer.

Ein Schauer durchglitt ihn. Seine Hand, etwas Fremdes, schlug an die Stirn. Wie ein im Sumpf Ertrinkender rief er einige Worte, gestand, dass er ihn nicht habe töten wollen, ihm nicht so wehe tun wollen. Und er wusste schmerzhaft, dass dieser Mensch nicht sterben durfte, um keinen Preis. Ob er dies nicht höre, stammelte er dann. Er würde geheilt werden.

Lange wusch er noch die Wunde, legte ihm den Sack unter den Kopf. Und er setzte sich nieder neben dem Fremden, dessen verzerrte Züge ihm mit einmal nicht mehr abstossend schienen, und blickte suchend über die Steppe, die ihm irgendwie verwandelt vorkam. Weit segelten einige Vögel, und er hätte fast an ein Wunder geglaubt, an seltsame Rettung. Was sollte sonst mit diesem Armen geschehen? Sein Gehirn strengte er an. Er hatte niemals erfahren, wie man Kugeln aus Menschenfleisch schnitt. Wieder deckte er auf die Wunde, die nicht mehr so sehr blutete. Dann merkte er erst, dass die Sonne schon fast untergegangen war. Jäh hereinrastender Abend schwemmte Duster über die grenzenlose Fläche. Etwas, das in ihm schwinden wollte, holte er wie einen Fliehenden ein. So fragte er, ob die Wunde noch so sehr schmerze.

Der andere quetschte ein Lallen zwischen den trockenen Lippen hervor.

Er hätte ihn nicht töten wollen. Helfen würde er ihm, so gut er es könnte.

Da stak die Stille wie ein Messer in seinem Nacken. Es föstelte ihn. Mit seinem Rock bedeckte er den Fremden. Zuweilen befeuchtete er den Verband. Die Nacht fiel dumpf, unendlich bebürdet.

Er sass da, die Hand in der Hand des Fremden. Der Schlaf kam nicht über ihn. Einmal zündete er ein Streichholz an, beleuchtete damit das leiderschmettertete Gesicht. Streckenweise überzogen Wolken den Himmel; er bestaunte das Aufflackern der Sterne und ihr goldenes Brennen, das er, wie ihm schien, niemals noch gesehen hatte.

(Schluss folgt.)

Politische Gestaltung, Religion und Recht

von Gustav Lerch - Leitmeritz

Wer die religiöse Zerspaltung der christlichen Welt und im besonderen des deutschen Volkes nicht aus dem soziologischen Gesichtspunkte der Fruchtbarkeit geistiger Spannungen und Antithesen betrachtet, muss den Verfall der grossen, universalen Politik des Mittelalters: der Idee des heiligen, römischen Reiches deutscher Nation; der Idee: ein Papst, ein Kaiser; der Idee der ecclesia universalis auf der Grundlage deutschen Staatswesens und deutscher Kolonisation, die sich im Osten wirtschaftlich, kulturell und geistig so glänzend bewährte, als ein geschichtliches Unglück werten. Sowohl für die Kultur als solche, als auch für die Kirche, als auch für die Sendung des deutschen Volkes und der Menschheit überhaupt. Denn Spanier und Engländer, die nachher den Gedanken des Imperiums aufnahmen, haben ihn seines staatsgestaltenden Inhaltes und seines kulturpolitischen Ethos beraubt. Haben ihn materialisiert und kommerzialisiert!

Deutschland aber, im Mittelalter Herz und Schwerpunkt der abendländischen Welt und des nahen Orients; Deutschland, das mit nach dem Mittelmeer und Osten gerichteten Augen berufen war, eine geniale Synthese: Altertum und Neuzeit; Orient und Occident; Appollo und Christus; Nord und Süd zu schaffen, wurde in indirekter Folge der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser und unmittelbar durch die Auseinandersetzung Luthers mit Rom, den folgenden 30 jährigen Krieg und den Frieden von Osnabrück (1648) zur vollständigen Atomisierung seiner staatsgestaltenden Kräfte und zur Aufgabe seines Kolonisationswillens, der sich nun in Preussen durchringt, und damit zu einem Jahrhunderte anhaltenden Tiefstand verurteilt. Und erst die, während der kurzen Periode vollständiger staatsrechtlicher Versunkenheit (1806 - 1871) zu neuer Kraft erstarkte Kaiseridee, durch Männer wie Wilhelm I., Bismark, Moltke in selbstloser Hingabe an dieses Ideal verwirklicht, gibt Deutschland von Neuem staatspolitische Gestaltungskraft und Kolonisationswillen und damit die Grundlagen für einen neuen geistigen und kulturellen Aufschwung, bei dem allerdings die Beengung des deutschen Kulturidealismus durch den weltbeherrschend gewordenen Geist des materiellen, englischen Kommerzialisismus eine tragische Rolle spielt, denn es hat seine Berechtigung, wenn von einer Kulturlosigkeit der Periode nach 1871 gesprochen wird!

Blieb den Deutschen wegen der historischen Gegensätzlichkeit Kaiser - Papst, die beide nach der selben universalen Richtung drängten, ohne zu einer erträglichen und befruchtenden Spannung und zugleich Ausgleichung kommen zu können, die Lösung ihrer grossen historischen Aufgabe: das imperium romanum zu übernehmen und neu zu gestalten, sowie die oben ange deuteten Synthesen zu schaffen, versagt, so erwuchs andererseits der Kirche durch die Übernahme dieser Aufgaben ein Zwiespalt in ihrem Schosse, den sie nicht immer zu meistern imstande war und der sie in der Folge fast die gesamte ger-

manisch, nordische Welt verlieren liess, ohne dass dieser nordische „Protestantismus“ selbst jemals staatsgestaltende und universale Bedeutung erlangt hat. (Bischof Soederbloom scheint mir jetzt den Versuch hierzu zu machen.)

Gewalt, Macht und Zwang auf Recht (bzw. Unrecht) gestützt sind die Fundamente jedes politischen Baues, ja jeder Organisation und müssen es sein! Denn jede politische Organisation umfasst territorial und anthropologisch und damit auch geistig und wirtschaftlich einen Teil der begrenzten Tatsachenwelt und sucht ihren Machtbereich zu vergrössern. Sie steht infolgedessen von vornherein unter dem Drucke der politischen Konkurrenz und Anfeindung.

Jede politische Organisation hat ferner statischen Sinn, will Zustand schaffen und ihn konservieren, „absolutes“ Recht setzen und setzt sich infolgedessen, da das Weltbild und Verhältnis des Einzelsubjektes zu Gott dynamisch ist, in Widerspruch zu dem ewig unruhig nach neuer Gestaltung ringenden, genialen Einzelsubjekt, dem Führer und seinem Anhang. Eine Klippe, welche die Kirche in den letzten Jahrzehnten, - war doch Leo XIII., einer der genialsten Männer des ganzen Jahrhunderts! - mit wunderbarem Geschick umschiffte, während sie an der territorialen Klippe, ohne dass ihr weltbeherrschender Einfluss sehr gelitten hat, gescheitert ist.

So viel Sinn gerade der Germanen für Bau und Mechanik des Staates hat, so absolut ist sein inneres Freiheitsgefühl, und hier müsste, da bei der Kirche Organisation Macht und Recht stark in den Vordergrund treten, in ihm der furchtbare Verdacht aufkeimen, als solle sein Verhältnis zum Übersinnlichen, zu Gott reglementiert und mechanischen Verwaltungsvorschriften unterworfen werden. Und sicher sind Versuche hiezu gemacht worden! Das Übersinnliche aber, das Verhältnis des Menschen zu Gott entzieht sich letzten Endes mechanischen Organisationsformen der Tatsachenwelt, weil es einzig, subjektiv, unfassbar (unverfassbar) dimensionenlos und dynamisch ist. Hier gibt es keinen status, vor allem aber keinen status quo, infolgedessen auch kein Recht eines solchen. Der Begriff Recht hat keinen Platz im Religiösen. Er gehört der dimensionalen Welt der Tatsachen und ihrer Geschichte an, was das „Kirchenrecht“ als solches keineswegs tangiert.

Wenn wir die religiösen Prozesse, sei es nun gegen Christus selbst oder gegen die „Ketzer“, verfolgen, in denen Recht gesprochen werden soll und wird, so sehen wir zwei verschiedene, einander vollkommen fremde Welten brücken- und verständnislos einander gegenüberstehen. Die eine steht auf dem statischen Boden einer sozialen Ordnung, einer gottgeschaffenen staatlichen Institution und ihrem Rechte; die andere auf dem Boden der Wahrheit: der inneren Totalität, die für die Statik des sozialen Baues und seine rechtliche Mechanik gar keinen Sinn hat, da sie alle soziale Ordnung auf der Liebe zu Gott und dem Nächsten und der Gnade, oder in der Lutherschen Formulierung: auf den Christenpflichten des Herrschers zum Untertan und der

Untertanen zum Herrscher begründen will. Die Menschheit erscheint ihnen in lauter Einzelindividuen, Laien oder Heilige atomisiert, die nur die Liebe zusammenhalten soll. Ihre Gesellschaft ist das Reich Gottes auf Erden, (dessen ewige Sendboten sie sind), in dem das Recht durch die Liebe ersetzt erscheint. Und hier liegt die Tragik.

So göttlich, so genial, so revolutionär, so zeitlos diese Idee einer neuen besseren Gesellschaft ist, so sehr benötigt sie zu ihrer Durchführung einer Organisation und ihres Rechtes. Denn solange der Mensch, dessen Gotteskindschaft, Gleichheit und gleiche Neigung zum Guten sie voraussetzt, von bösen Motiven beherrscht bleibt, ist auch auf dem Gebiete des Religiösen Organisation und Recht, Autorität und Hierarchie „zeitgemäss“! Neben Christus müssen Petrus der Staatsmann und Paulus der Propagator stehen. Neben der Predigt der Kult. Neben dem Worte das Mysterium. Das Verhältnis des religiösen Menschen zu Gott bleibt auch jetzt der Gesetzgebung und dem Rechte unerreichbar, der Gestaltung des Einzelnen überlassen. Die Organisation und äussere Formenwelt aber drängen den der materiellen Tatsachenwelt Ergebenen geistig Armen in ein Verhältnis zum Übersinnlichen, aus welchem Grunde die Kirche in ihrer äusseren Organisation, ihre Formenwelt und ihr Recht höchsten Sinn erhält.

Es muss den Soziologen sonderbar ännuten, wenn der historisch Gebildete den staatstechnischen Rechtsgrundsatz: „the king cannot do wrong!“,^{*} der sich schliesslich in allen modernen Staatsverfassungen als strafrechtliche Immunität des Staatsoberhauptes niederschlägt, in der Form der Unfehlbarkeit des Papstes und das ist zwar nicht dasselbe, aber das Analogon auf geistigem Gebiete, als unannehmbar und unsinnig, ja als Verbrechen an der Vernunft erklärt und agitatorisch gegen die Kirche ausbeutet. Warum wenden sie sich nicht mit dem selben revolutionären Geiste gegen den Staat als solchen? Weil sie wahrscheinlich hier die soziologische, gesellschaftstechnische Notwendigkeit einsehen! Und warum wenden sie sich nicht gegen die hochgepriesene „moderne Demokratie“, die den Volksvertreter in seiner gesetzgeberischen Tätigkeit dem Volke gegenüber unverantwortlich lässt? Die moderne Demokratie hat dieselben Wurzeln wie die Reformation. Sie fusst auf der Annahme einer natürlichen Gleichheit und Neigung aller zum Guten (siehe J. J. Rousseau), so dass der Volksvertreter nur noch als Gleicher von Gleichen erscheint, infolgedessen das tun wird, was jeder andere tun würde und deshalb weder an Volksaufträge gebunden, noch verantwortlich ist. Wenn es auch nicht formal hervortritt, so steckt hierin doch materiell der Gedanke der „demokratischen Unfehlbarkeit“.

Wer sich nicht zu dem naiven Glauben - und der Glaube ist, was die innere menschliche und äussere soziale Gestaltungskraft anbelangt, durchaus nicht bedeutungslos! - an die besonderen und unmittelbaren Beziehungen eines religiö-

^{*} der König kann kein Unrecht begehen

sen Oberhauptes zum Göttlichen, dessen Verwaltung ihm obliegt, auftraffen kann, muss mindestens auch vom reformatorischen Standpunkte zugeben, dass das Kirchenoberhaupt wie jeder Laie die Verbindung mit Gott für sich und andere herstellen kann. Und wenn ich auch nicht Katholik wäre, würde ich nicht daran zweifeln, dass diese Verbindung beim religiösen Oberhaupt, ebenso wie der Sinn eines Monarchen für das rechte Gesetz, in besonderer Reinheit, Klarheit und Stärke erscheinen kann!

Ebenso wie die Übernahme antiker, staatlicher Organisationsformen und ihrer Rechtsideen wird der Kirche ihre Renaissance zum Vorwurfe gemacht; die Übernahme antiker Elemente in ihre äussere Kultgestalt, obwohl sie gerade damit eine Kulturtat ersten Ranges begangen hat. Die Kirche hat sich auch dadurch in ein Dilemma gebracht, denn gerade der historisch gebildete, der für die antike Welt voller Bewunderung schwärmt, hat in vollständiger Verkenntung der gestaltenden Elemente in der Gesellschaft und ihrer Geschichte der Kirche die „Gegensätzlichkeit“ der olympischen Welt zur Einfachheit des Evangeliums zum Vorwurfe gemacht. Was anders aber als gerade die Renaissance der bereits versunkenen, antiken Formenwelt hätte eine grössere Steigerung des kirchlichen und damit religiösen Lebens hervorbringen können? Denn das „Wort“ „logos“ offenbart nicht jedermann seinen Sinn, wird nicht in Jedermann Fleischzweck der religiösen Institution, der Kirche ist es, durch Organisation und die äussere Formenwelt des Kults ~~Wir finden dies bei allen Religionen~~ - den Menschen leichter dem Banne der vom Kampfe ums Dasein beherrschten „sündhaften“ Tatsachenwelt zu entreissen und auf das Göttliche, das Absolute einzustellen.

Hier liegt der zweite Stein des Anstosses für den nordischen Menschen, der die Wahrheit stets in ihrer Totalität erfassen will, sich immer auf dem Marsche befindet und nie ans Ziel kommt. Auch die äussere künstlerische Formenwelt ist Zustandserfassung, Statik, dem Gesetze der Trägheit unterworfen. Geist und Seele aber sind dynamischer Natur, ihnen ist ein status quo auch auf dem Gebiete der künstlerischen Formenwelt, die das Weltbild, beziehungsweise das Gesicht des Übersinnlichen bindet, fremd. Und deshalb drängt es den nordischen Menschen im ersten Impulse neuer Erkenntnisse und Gesichte zum Bildersturm. Denn die Denkgestalt früherer Zeiten erscheint ihm jetzt als Götzenbild und -dienst!

Wahrheit im soziologischen, nicht theologischen Sinne hat ebenso wie Recht nur Sinn mit Beziehung auf vorhandene Gestalt und schöpferische Neugestaltung. Eine Wahrheit als Ergebnis kritischen Denkens ist ebenso sinnlos, wie zwecklos, wie doktrinär. Recht als blosser Negation eines anderen Rechtes, als Schutz vor anderem Recht, ist, wenn ihm kein Gestaltungswille zugrunde liegt, soziologisch ein Unsinn. Der Sinn der Wahrheit und des Rechtes liegt ausschliesslich in dem Kräfteverhältnis alte und neue Gestalt.

Und hiemit erhält eine gesellschaftspsychologische Studie wie die vorliegende, in einer Zeitschrift, deren Zweck Verbreitung der Wahrheit über das Leben der Minderheiten und deren Rechtsschutz ist, durchaus Sinn. Die gesamte deutsche Minderheitenpolitik ausserhalb und innerhalb des deutschen Reiches ist auf die Wahrheitspropaganda - als ob es sich hier nicht schon längst um bekannte Wahrheiten handelte - und auf den Minderheitenrechtsschutz eingestellt. So war z. B. der Standpunkt des früheren Führers des Sudetendeutschtums Dr. Lodgeman ein Wahrheitspropaganda- und formaler Rechtsstandpunkt, der sich einzig und allein aus seinem Mangel an Gestaltungswillen und Gestaltungskraft ergab, die allein dem tschechischen politischen Gestaltungswillen entgegengestellt werden konnten und können!

Die juristisch ungeschulte Masse des Volkes hat für Rechtskonstruktionen wenig Sinn, denn es lebt geistig und energetisch nur in der erschaute Gestalt, die ihr zielsetzend vorgestellt werden muss! Und aus dem Mangel dieser Schau ergibt sich dann die innere Beziehungslosigkeit zwischen Führer und Volk, in unserem speziellen Falle die Inferiorität der sudetendeutschen Rechtspolitik gegenüber der inferioren tschechischen, sich Wahrheit und Recht schaffenden politischen Gestaltungskraft.

Auch die Politik des Reiches wertet die Minderheiten durchaus nur, conform mit den Friedensdiktaten, als „rechtliche Grösse“ kaum als Bausteine einer kommenden „Wahrheit schaffenden und Recht setzenden politischen Neugestalt“. Das deutsche Volk in den Grenzen des Deutschen Reiches wertet sie noch nicht als organische Teile eines neuen Reichsideals, sondern höchstens als Teil der grossen Kultur- und jetzt Leidensgemeinschaft.

Geistige Irredenta, wie das neue, augenscheinlich in Berlin erfundene Schlagwort heisst, ist die erbärmlichste Ausflucht und gefährlichste Phrase mit der man, solange nicht der Meister kommt, seinen Mangel an politischem Gestaltungswillen und an politischer Gestaltungskraft zudeckt. Irredenta könnte nur einen Sinn haben: Staatspolitischen!

Lieder an die Ruhe

von Egon Hajek - Kronstadt

1.

Wie Flügelschlag mit Flügelschlag sich paart
Und lautlos durch den Äther schwingt,
So bist du oft mit deinen linden Fesseln,
Stille, die mir winkt.

Wenn Sterben einst Opfer und Bitternis
Und hart das Kissen, darauf mein Leben ruht,
So weiss ich eines mir, das den Tod versöhnt:
Stille, köstliches Gut!

Wenn der Menschenvater sich neigt zu dem Wurm
Und Kreaturen sehrend die Hände recken,
So weiss ich eines: Der jüngste Tag
Wird mich durch Überstille wecken.

2.

Einen Donner nur nenn ich, der mich fällt,
Einen Blitzschlag, der mich trifft und beglückt,
Ein Beben der Gründe,
Mit Wunderlettern wild mir ins Fleisch gekerbt:
Schweigen!

Dann hör ich den Finger Gottes,
Wie er die Leiber umtastet,
Wie er den Blutlauf durchwandert,
Und mein Herz erklimmt, langsam, bedächtig,
Sein blendend erlauchtetes Auge
Auf meine Sinne stülpt,
Und ich im Schweigen ihm angehöre.

3.

Mit Fäusten trommelt das Meer
An die Brust des Strandes,
Überblaut mit Sturmgebrüll
Flächen von Silber.

Und ich verweile unter den Peitschenhieben
Ein Stamm aufrecht, voll Trotz.

Wer hat gesprochen?
Wer den Qualgesang der Wogenpferde
Zu mir geschleudert?

Stahl biet ich eurem Gelärme!
Endlich hebt die Nacht sachte
Den Abendstern auf den Purpurthron.
Woge um Woge erblindet,

Und über den gläsernen Hochbau
Schwingt sich die Stille erbarmend zu Tal.

Schon muss ich ein Irrender werden,
Weich, zerblüht, im Mondlicht gesondert,
Das vom Sturze milde die Wogen geheilt.

4.

Wenn der Holzwurm leise wispert,
Selbst im Traum der Mond noch flötet,
Schwing ich mich zu höhern Gipfeln,
Wo die Nacht den Lärm getötet.

Stauend schweigt das Erdenwallen
Von dem Silberfreund umtaut,
Über Weiten bis zum Himmel
Irrt kein einz'ger Schlummerlaut.

Und vom Dreiklang überspaltet
Fühl ich holde Farbenbänder,
Das Geföse längst erkaltet,
Folgt beglückt dem Ruhespender.

5.

Über Moose huscht im Schatten
Sommerprächtig Windeslächeln.
Fern die Fichten schwärmen den Berg entlang,
Und summen im Hauche ihr
Abendsonnenlied,
Eintönig hold und doch von tausend Zweigen beflügelt,
Orgelt es hoch und höher
Dem Bergkamm zu.

O wäre auch mir der Sang geschenkt,
Die nackten Felsen brünstig zu fassen,
Mich im Laut mit Quellen zu einen,
Endlich, wenn er im Sturmschritt naht,
Den Föhn zu spalten,
Nieder zu sinken vor deiner Allmacht
Gott!
Der du mit Stille küsst.

Was unter Stirnen ruht,
Mag ungesprochen bleiben
Wie unter blauer Flut
Das Meerestreiben.

Du schaust Gestalten weich,
Im Hin und Her den Grund,
Doch ins Gedankenreich
Stösst wie ein Schwert der Mund.

Ihr Lippen ruht besonnen,
Wie Blutkorallen.
In Tropfen nur geronnen
Sollen Worte fallen.

Was nie als Laut verloren,
Bleibt scheues Glück,
Und ist der Ton geboren,
Kehrt er nie zurück.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Nationalstaat, Grenzdeutschtum und Auslanddeutschtum

Eine Erwiderung von Emil Neugeboren - Kronstadt

Hermann Plattner hat in seinem Aufsatz über „Minderheitsnation und Staatsnation“ * so viel Richtiges in erfreulicher Klarheit und Bestimmtheit gesagt, dass ich ihm nur herzlich zustimmen kann. Aber in zwei Punkten muss ich ihm doch widersprechen.

Der eine Widerspruch erhebt sich gegen den Satz, die deutschen Minderheitsnationen müssten sich damit abfinden, dass sie Staatsverbänden angehören, die sich die Prägung als Nationalstaaten gegeben haben und nach aussen als solche gelten wollen. Dieser Satz ist schon in sich widerspruchsvoll. Entweder sind wir eine Minderheitsnation und dann können wir nicht anerkennen, dass der Staat, dem wir angehören, ein Nationalstaat sei. Denn ein Staat, in dem mehr als eine „Nation“ Platz findet, kann naturgemäss kein Nationalstaat sein.

* Ostland, Heft 5, S. 197.

Oder wenn wir ihn als solchen anerkennen, dann dürfen wir mit Bezug auf uns selbst nicht von „Nation“ reden, sondern müssen uns als Minderheiten v o l k bescheiden. Das ist nicht ein Spiel mit Worten, sondern hat durchaus praktische Bedeutung. Ein Begriff, wie der des Nationalstaates hat seine eminent praktischen Auswirkungen. Wir könnten uns schliesslich praktisch damit zufrieden geben, was Männer wie z. B. Jorga oder Maniu uns an Freiheiten und Rechten zugestehen wollen, und könnten darüber hinwegsehen, wenn sie in einem Atem mit dem Ausdruck ihrer einsichtigen Auffassungen auch erklären, an der Fiktion des Nationalstaates festzuhalten. Wir dürfen dies jedoch nicht tun, weil Begriffe stärker sind, als individuelle Regungen der Gerechtigkeit. Der Begriff des Nationalstaates aber ist in Wirklichkeit die Verneinung unseres Lebensrechtes als Volksindividualität. Ein folgerichtiges Denken zieht aus ihm eine ganze Menge von Schlussfolgerungen, denen man schwer widersprechen kann, wenn man sich einmal damit „abgefunden“ hat, Schlussfolgerungen, deren Umsetzung in die Praxis unseren Lebensraum in unerträglicher Weise einschränkt. Es folgt daraus die „Staatssprache“, deren Geltungsgebiet sich beliebig ausdehnen lässt - bis zur völligen Unterdrückung der Minderheitensprache in jeder öffentlich-rechtlichen Einrichtung, auch in Schule und Kirche. Kulturautonomie und gar Verwaltungsautonomie, wie sie Plattner mit Recht fordert, haben im Nationalstaat keinen Raum. Es folgt aus dem Nationalstaat, dass es ein „Privileg“ ist, wenn wir für uns etwas verlangen, was der Rumäne nicht verlangt, weil er es nicht braucht: die Zulassung einer nichtrumänischen Sprache. Es folgt daraus die Unterdrückung alles dessen, was vom Standpunkt des Mehrheitsvolkes als „nicht national“, als „unnational“ gelten würde. Es folgt alles mögliche daraus, wir dürfen uns aber nicht damit trösten, dass diese Folgerungen tatsächlich nicht immer und überall und von allen gezogen werden. Es ist zuweilen, so in unserem Fall, ein Glück, dass die Menschen in ihrem Denken meist nicht konsequent sind und dass ihre Logik von allerlei Regungen und Erwägungen der praktischen Zweckmässigkeit oder des Gemüts oder der Bequemlichkeit und Friedfertigkeit durchkreuzt und abgelenkt zu werden pflegt. Aber darauf dürfen wir uns nicht verlassen, sondern müssen aus einem Begriff alle in ihm liegenden Folgerungen gezogen denken und dürfen ihn unsererseits nur dann anerkennen oder uns damit auch nur abzufinden bestrebt sein, wenn die Gesamtheit dieser möglichen Folgerungen unserem eigenen Daseinsbegriff nicht zuwiderläuft.

Der zweite Punkt meines Widerspruches ist Plattners Ablehnung der Unterscheidung von Auslanddeutschtum und Grenzlanddeutschtum. Ich halte diese Unterscheidung für schlechterdings unvermeidlich. Uns Sachsen berührt sie nicht unmittelbar, denn wir sind und bleiben nach Rohrbachs Bezeichnung „echtes Auslanddeutschtum“; wir können auf dem Standpunkt der Treue zu dem Staat stehen, in dessen Rahmen uns das Geschick gestellt hat. Der Gedanke aber hat für mich etwas unerträgliches, ja unsagbar Widerwärtiges, die Deutschen Nordböhmens, des Hultschiner Ländchens, Posens, Westpreussens, Danzigs, Eupens und Malmedys könnten jemals sich damit innerlich abfinden,

dass sie zum tschechoslovakischen polnischen, belgischen Staate gehören. Sie würden damit ihr tiefstes Wesen verleugnen und in Wahrheit zu Verrätern an ihrem Volkstum werden. Denn ihr Sich - Abfinden wäre gleichbedeutend mit der Anerkennung der Gebietsbestimmungen der Friedensverträge, der Abschneidung und Fernhaltung deutscher Volksteile vom Mutterland, die geschichtlich und geographisch zu ihm gehören. Nur ein innerlich abgestorbenes Volk könnte sich zu diesem Verzicht auf die Erfüllung des natürlichsten nationalen Triebes bereit finden lassen. Dann hätte es aber auch nicht mehr die Kraft, sich als Auslandsdeutschum eine eigene Individualität aufzubauen, sondern würde den fremden Völkern, deren Staaten es „Treue halten“ will, mit Haut und Haar verfallen. Wir „echten Auslandsdeutschen“ haben die Grundlage unserer eigenen Volkspersönlichkeit in den naturgewollten Gegebenheiten unserer Lage und unserer ganzen Geschichte; für uns wäre es verhängnisvolle Torheit, wenn wir auch nur im stillsten Herzenswinkel darauf hoffen würden, jemals zum Deutschen Reich zu gehören. Für uns hat der Satz, dass wir zugleich gute Deutsche und gute Bürger sein wollen, Sinn und Verstand. Aber im Munde eines Egerländers oder eines deutschen Oberschlesiens ist er eine Lüge, eine Lüge entweder dem Staat oder dem Deutschum gegenüber. Und wenn er auch noch so aufrichtig gemeint wäre, niemand könnte ihm Glauben schenken. Am wenigsten täten es die Völker, die ihren Staat der vollendeten Treulosigkeit gegen ihre früheren Vaterländer verdanken und die in ihrem, jedes andere sittliche Bedenken siegreich überwindenden starken Nationalgefühl das andersartige Verhalten ihrer neuen Zwangsmitbürger schlechterdings nicht begreifen würden. Somit würde den Sudetendeutschen und den Deutschoberschlesiern ihr staatspolitisches Eunuchentum gar nichts nützen.

Selbstverständlich würde ich es nicht für taktisch geschickt halten, wenn Grenzlanddeutsche bei jeder Gelegenheit offen verkünden würden: wir verneinen euren Staat; wir wollen zu Deutschland hin! Taktisch richtig wird es vielmehr für sie sein, den Machthabern keine Handhabe und keinen Vorwand zu bieten, sie als Staatsfeinde zu behandeln, und keine Forderung zu stellen, die über das Mass vollster Gleichberechtigung mit dem Mehrheitsvolk hinausgeht. Diese zu erringen, ist das offensichtliche und unanfechtbare Ziel. Nach innen aber wird das Gefühl der unzerreißbaren nationalen und staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit und Einheit mit dem Reichsdeutschum mit allen, nicht nach aussen schreienden Mitteln zu pflegen sein. Nicht davon reden, aber allezeit daran denken! Und geduldig des, wie ich zuversichtlich glaube, nicht allzufernen Tages harren, wo der im Jahre 1918 so infam verleugnete und verhöhnte Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker auch für das Deutsche Volk in Kraft und Geltung tritt!

Entvolkung

von Dr. Misch Orend - Jakobsdorf (Siebenbürgen)

Es ist Tatsache, dass zu allen Zeiten Einzelne und Gruppen eines Volkes in ein anderes übergehen und nicht nur die fremde Sprache annehmen, sondern mit der neuen Lebensweise auch die Wertungen, unter denen das andere Volk lebt. Es soll versucht werden, die seelischen Begleiterscheinungen und Umstände aufzudecken, die dieser Vorgang hervorruft.

Jedes Volk bildet eine Einheit, jedoch nicht in mathematisch-logischem Sinn, in dem A gleich A ist, sondern in der Art, dass jeder Einzelne Anteil hat an den Gefühlswerten, die aus der Gesamtheit der Einzelnen dieses Volkes wachsen, gewissermassen als der Gehalt seiner seelischen Art. Jeder Einzelne hat bewusst oder erst triebhaft die Richtungsbetonung in sich, die ihn bei jeder Handlung zwingt, eindeutig vorzugehen; - jeder gleiche Reiz löst die gleiche Bewegung aus. Die Unterschiede bei den Einzelnen liegen nicht in der Richtung der Handlung, sondern in deren Stärke.

So findet der Einzelne im andern Einzelnen seines Volkes den Verwandten, die gleiche Richtungsbetonung seines eigenen Seelenlebens, dieselben Werte, nach denen er lebt oder dieses beständig zu erstreben sucht. Dem „Volkstum“, als der Wesensart eines Volkes, verdichtet sich die seelische Beschaffenheit des Einzelnen, da jeder mit einem Teil seines individuellen Daseins in ihm verankert ist, gleichwie jeder Punkt der Kugel an ihrem Mittelpunkt sich verankert.

Es kann der verschiedenste Rhythmus angewandt werden, unter dem die Handlung sich vollzieht, und dennoch sind die Werte, unter denen gehandelt wurde, die gleichen. Es kann ein Volk aus den manigfaltigsten Rassen entstanden sein, dennoch lebt eine eindeutige Wertrichtung in ihm, und die verschiedenen Rassen gliedern sich im selben Volk höchstens nach Ständen: als Herrschende und Ausführende, aber dennoch vom gleichen Willen beseelt.

So steht heute jedes europäische Volk da, mehr oder weniger zusammengesetzt aus den verschiedenen europäischen Rassen; dass die Völker aber als „Völker“ bezeichnet werden können, macht der starke Wille, der aus der Mitte des Volkes herauswächst, der Wille, die eigenen Wertungen in die Tat umzusetzen und sie als die höchsten darzustellen.

Alle die Werte, die aus dem Volk selber wuchsen, werden sichtbar und hörbar in der Kunst, angefangen bei der Volkskunst bis hinauf zu den höchsten Höhen der Stilkunst. Umfangreicher aber, hintergründiger als alle Kunst birgt die Sprache alle die erworbenen Werte von den ersten bewussten Augenblicken der grauen Vorzeit bis zu den heute Lebenden dieses Volkes.

Es hat jeder Einzelne, der je in dieser Sprache gelebt hat, seinen Anteil daran, und so ist sie das Gefäss all dessen, was bis heute gefühlt, erstrebt, gefasst und gewertet wurde. Bei der Satzmelodie fängt es an und über die Stellung des Subjekt zum Prädikat geht es bis zu den Weisheitssprüchen und witzigen

Formen, die die Volkserfahrung in die Sprache gelegt hat. Da die Sprache von Geschlecht zu Geschlecht pflanzenhaft fortwächst, lebt in ihr, oft tief verborgen, die Seele dieses Volkes in aller ihrer Verästelung.

Wenn nun ein Volk als geistig-seelisches Wesen so sehr eine Einheit bildet, so gilt nun die Frage, wie es kommt, dass Einzelne oder Gruppen ihr Volkstum aufgeben und ein fremdes annehmen?

Sind es Einzelne, so ist der Vorgang einfacher zu deuten, da der Einzelne viel leichter aus dem Zusammenhang der Wertungen, in denen er aufwuchs, herausgerissen werden kann. Sei es nun, dass er in ständigem Verkehr mit den fremden Volksangehörigen nicht Ausdauer hatte, seine Art der Wertungen durchzusetzen, dass es ihm an Charakterfestigkeit fehlte, sei es, dass er unbewusst die fremden Wertungen Schritt für Schritt aufgriff, jedoch in der Annahme, den alten Wertungen treu zu bleiben, oder sei es drittens in bewusster Überlegung, da die Anpassung an das fremde Volk Vorteile wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder machtpolitischer Art brachte.

So ergeht es durchwegs Einzelnen, die mitten in fremdem Siedlungsgebiet leben und den Zusammenhang mit ihren Volksgenossen nicht mehr aufrecht erhalten; sie werden unweigerlich vom fremden Volke aufgesogen und die Nachkommen dieser Einzelnen leben durchaus in den Werten des fremden Volkes, dem sie als vollgiltige Glieder nun zugehören.

Sind ganze Gruppen in einem Volke zerstreut, Gruppen, in denen sich bereits ein Gemeinschaftsgeist gebildet hat, also nicht eine willkürlich zusammengewürfelte Masse Einzelner, so wird die Widerstandskraft dieser Gruppe viel stärker sein, als die der Einzelnen, da Jeder dieser Gruppe beständig an die alten Wertungen gemahnt wird, da mit der alten Sprache, die die Gruppe noch spricht, unbewusst auf unzähligen Wegen die alten Werte ihnen eingeflößt werden. Und diese Werte, auch wenn sie nicht bewusst hochgehalten werden, lassen sich nur langsam von andern Werten verdrängen.

Beim Einzelnen, der innerhalb einer fremden Volksgemeinschaft lebt, vollzieht sich der Wandel seiner Wertungen innerhalb kurzer Jahre; bei einer Gemeinschaft, einer Gruppe erst in zwei, drei Generationen, da hier die alten Wertungen zu tief verankert waren und sich auf viele Einzelne erstreckten, die nicht gleichmässig ihre alten Wertungen zu Gunsten der neuen aufgaben.

Zunächst tritt hier ein allmähliches Einschlummern des eigenen Volksbewusstseins ein, ein Loslösen vom ideellen Mittelpunkt, vom Volkstum; ein Zustand, der dem Volksbewussten schwer vorstellbar ist und als charakterlos bezeichnet wird. Die Erinnerungen sind merkwürdig kurz für die eigene Vergangenheit, für die Herkunft dieser Gruppe. Das Zusammengehörigkeitsgefühl selbst für kleine Gemeinschaften schwindet und findet nirgends Nahrung. Der zufällige fremdvölkische Nachbar gewinnt denselben Wert wie der eigene Volksgenosse, steigt allmählich in der Achtung, da er in Sprache, Lebensweise, in allen seinen Werten überaus sicher ist, denn seine Sicherheit wird ständig gestärkt durch das eigene Volkstum, während diese Gruppe den zentralen Mittelpunkt verloren hat.



Mit dem Augenblick des völligen Schwindens des eigenen Volksbewusstseins tritt eine Leere ein, ein Fehlen jeden Gleichgewichtes, ein Zustand, der auf die Dauer weder von Einzelnen noch von Gruppen ausgehalten werden kann. Der Zustand der Zweisprachigkeit, der doppelten Wertungen ist bloss ein Übergangsstadium, das bei einer Gruppe länger, bei einer andern kürzer dauert.

Unweigerlich kommt die Zeit, wo sich die Gruppe einer Art Wertungen und einer Sprache zuwendet und mit einer auffälligen innern Lebendigkeit die neue Sprache und die in ihr lebenden Werte ergreift. Der Anschluss an das fremde Volk ist vollzogen, die Entvolkung ist restlos durchgeführt. Ein Rückwärtsschreiten ist nicht mehr möglich, denn das neue Volksbewusstsein tritt mit ungeheurer Jugendlichkeit auf und ist nicht im geringsten mit Gewissensbissen beschwert, wie fremde Beobachter sie feststellen wollen.

Der Drang nach Volksgemeinschaft, der nur für kurze Zeit ganz schwinden kann, findet nun seine volle Freiheit und greift alles auf, das irgendwie die neuen Volkswerte verkörpern kann, sodass Einzelne dieser Gruppe sich bis zu kulturellen und politischen Führern des früher fremden - nun eigenen Volkes aufschwingen. Seit den frühesten Zeiten bis heutigentags ist dieser Vorgang zu beobachten.

Da aber das frühere Volkstum, als geistig-körperliche Einheit notgedrungen seine ureigene Art hatte, die eben in der individuellen naturhaften Gestaltung dieses Volkes lag, so wird auch bei den Entvolkten ein Rest bleiben, der sich besonders im Rhythmus der Verwirklichung der neuen Werte kundtut und der erst bei genügender Mischung mit den Angehörigen des neuen Volkes schwindet.

Geschah die Entvolkung zu Gunsten einer Minderheit, wie es der Fall bei den romanischen Völkern war, wo also die restlose Mischung nicht durchgeführt werden konnte, so entsteht ein Mischprodukt, wo weder die Sprache, noch der Charakter, noch die Wertungen dieses Mischvolkes mit dem Volke übereinstimmen, dem es sich anzupassen bemühte. Die Reste aus dem früheren eigenen Volkstum sind zu gross und sie bewirken, dass nach der Mischung ein Volk entsteht, das weder mit dem früheren noch mit dem neuen Volk sich gleicht, sondern ein drittes Volk darstellt.

Es ist nun ein Unterschied, ob ein Volk oder Volksstamm aus innerer Schwäche die zentrale Bindung löst und sich einem näheren und vor allem stärkeren Zentrum anschliesst, - oder ob die Lösung von einem andern Volk erzwungen wird. Geschah der Anschluss an ein neues Volkstum freiwillig, so drängte eine innere Not zu diesem Schritt, eine Leere, ein Unbefriedigtsein, das in der Vereinigung mit dem fremden Volk die Befriedigung fand; die innere Leere wurde angefüllt mit den Werten des neuen Volkstums.

Wird aber mit äussern Machtmitteln einem Volk oder einer Volksgruppe ein fremdes Volkstum aufgedrängt, wenn dies Volk sein eigenes Volkstum noch bewusst pflegt und die zentrale Bindung stets fester knüpft, so kann die Entvolkung nie erreicht werden, es sei denn, dass diesem Volk alle wirtschaftlichen Güter geraubt werden und das Volk selbst dezimiert wird. Eine Entvolkung kann

nur dann eintreten, wenn der eigene Volkswille denselben Weg geht wie der fremde Machtwille.

Ein fremder Machtwille kann höchstens ein rascheres Vorwärtsschreiten hindern; dafür aber die eigene Energie soweit steigern, bis zuletzt doch eine Lebensmöglichkeit frei wird: „Was mich nicht umbringt, macht mich stark.“

Adolf von Harnack

(Zu seinem 75. Geburtstag.)

von D. Adolf Schullerus - Hermannstadt

Am 7. Mai l. J. feierte Adolf von Harnack seinen 75. Geburtstag: der grosse Gelehrte, der Bahnbrecher eines evangelischen Gegenwartchristentums, der deutsche Mann.

An dem Ertrag seines Lebenswerkes hat die ganze Menschheit, der Deutsche aber und nicht zuletzt der Auslanddeutsche einen besonderen Anteil.

Harnacks grosser Wurf ist die dreibändige Dogmengeschichte, die von ungezählten kirchengeschichtlich Vorarbeiten und späteren Ausstrahlungen umkränzt wird. Mit ihr hat er an seinen beiden Wendepunkten das Christentum auch nach seiner inneren Entwicklung in den Strom der Geistesgeschichte gestellt: Das Dogma der christlichen Kirche, um mit Rudolf Otto zu reden das „Rationale“ des Christentums, ist eine Gestaltung des Evangeliums nach spät-hellenischen, nachplatonischen Gedankengebilden, die samt ihrem kräftigen vorderasiatischen Einschlag in das junge Christentum eingeströmt sind. Das „Heilige“ in der Kirche, die aus den Tiefen des religiösen Erlebnisses quellende Frömmigkeit, ist in Luther zum kirchenumgestaltenden Durchbruch gekommen.

Harnacks geschichtliche Erfassung auch des Innenlebens der Kirche hat sich nur schwer durchgesetzt. Die Berufung des jungen Gelehrten, der mit 23 Jahren Privatdozent in Leipzig, mit 25 Jahren daselbst ausserordentlicher Professor, mit 28 Jahren ordentlicher Professor in Giessen, später in Marburg gewesen war, nach Berlin (1888) konnte nur durch Bismarcks Machtspruch erwirkt werden. Vom Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens ist sodann diese geschichtliche Wertung des Christentums, tief auf es einwirkend und sein inneres Leben befruchtend, in weiteste Kreise, auch über das Gebiet des Protestantismus hinaus, vorgedrungen. Es lag darin ein inneres Freiwerden in doppeltem Sinn. Wurden nun auch die Gedankengebilde des Christentums in ihrem geschichtlichen Werden, in ihrem Zusammenhang mit den Geistesströmungen von auswärts erkannt, so fiel damit der drückende Zwang, auch heute noch vorstellungsmässig sich diesen Gedankengebilden zu unterwerfen. Was allen Angriffen gegen das geschichtliche Christentum von D. Fr. Strauss „Altem und neuem Glauben“ bis

zu Häckels „Welträtseln“ überlaute Zustimmung verschafft hat, war eben dieser vermeintliche Zwang geistiger Knechtung beim Christentum unter Vorstellungsformen vergangener Zeiten. Geschichtliche Erfassung aber überwindet die geschichtlich gewordene Form, lässt den Blick auf dem übergeschichtlichen Inhalt haften und fordert dazu auf, ihn immer wieder in den gedanklichen Vorstellungsformen der eigenen Gegenwart zu gestalten. Das führt von selbst zur Erkenntnis, dass alle Ausdrucksform des religiösen Erlebnisses überhaupt, nicht nur Kult und Lebensordnung, sondern auch in Wortgestalt, nur Sinnbild ist, das sich mit dem Inhalt nicht deckt und nicht decken kann. Damit ist aber zugleich ein Freiwerden von Impulsen zur Bereicherung des religiösen und kirchlichen Lebens aus Formen gegeben, die bisher entweder missachtet oder als religiös gleichgültig bei Seite gelassen worden waren. Harnack und sein Kreis hat in besonders eindringlicher Weise auf die religiösen Werte hingewiesen, die im Mönchtum der katholischen Kirche liegen, wie es sich vor allem in der Idealgestalt eines Franz von Assisi ausprägt. Von dieser innerchristlichen Wertung anders konfessioneller Lebensformen aus geht die gerade Linie zur religiös geschichtlichen Wertung ausserchristlicher Religionsformen, die uns gegenwärtig die Wunder innerasiatischer Mythenbildung und indischer Mystik erschliesst. Und andererseits ist damit der von Luther gewiesene Weg neu erschlossen, auch und gerade in der Form des werktäglichen Lebens die religiösen Triebkräfte zu erkennen und zu stärken. Als Vorsitzter des „Evangelisch - sozialen Kongresses“ hat Harnack die Aussöhnung der Klassengegensätze durch den Aufbau des sozialen Lebens auf evangelisch - christlicher Grundlage in die Wege zu leiten versucht, damit den Unterschieden des Lebens, wie es nun einmal ist, ihr hartes Recht gebend, der Kirche aber, die diese Härten nicht zu mildern, wohl aber ertragbar zu machen vermag, ihre heilige Pflicht.

Für das Deutschtum des Auslandes hat Adolf von Harnacks Name einen besonderen Klang. Jahrhunderte hindurch haben die Auslandsdeutschen es als drückende Last getragen, dass sie Museumsstücke waren, bestaunt und gerührt um der Ausdauer willen, mit der sie mitten unter fremdem Volk ihr Deutschtum bewahrt haben. Harnack ist Balte, sein Vater ist in Petersburg, er in Dorpat geboren. Der „baltische Edelmann“ allerdings ist in der deutschen Literatur früherer Zeiten als der reiche Junker bekannt, der „Siebenbürger“ mehr als der Fremde, der merkwürdiger Weise ganz gut verständlich deutsch zu sprechen weiss. Hie und da haben rückwandernd auch Auslandsdeutsche den Entwicklungsgang des deutschen Geistes gefördert, im bescheidenen Masse einige Siebenbürger, ausgreifender Livländer und Balten. Aber mitten in den deutschen Geistesstrom hat sich nur Adolf von Harnack gestellt, dadurch zum Sinnbild eines Auslandsdeutschtums werdend, das nun nicht mehr „Fremdling und Gast“, sondern „Bürger und Hausgenosse“ in der Behausung des deutschen Geistes ist.

Von „unvergesslichen Erinnerungen“ schrieb Harnack in seinem offenen Brief an die „Karpathen“ (1908), die er von seinem Aufenthalte in Siebenbürgen zur Enthüllung des Bischof Teutschdenkmales nach Hause gebracht habe, und von

seinen „inneren Gelöbniß, um zu meinem Teil dazu beizutragen, dass das Band stark bleibe, welches uns im Reiche mit den Deutschen in Siebenbürgen verbindet.“ Auch in Siebenbürgen ist es nicht zerrissen. Seine Warnung vor dem „Rausch der Worte“ hat Flügel bekommen. Auf Gustav Adolf- und anderen Festen wiederholt es gerne der sächsische Bauer, wie „unser Harnack“ es damals und damals gesagt habe.

Aber über die Erinnerung seines Namens hinaus wird der starke Wille christlicher Lebenserneuerung wirken, die von ihm ausgehend auch zu uns herüber geschlagen hat. Der Name Harnack bedeutet auch für uns: Wissenschaft sich auswirkend in religiöse Kraft.

Rundschau

In diesem Heft

bringen wir zum ersten Mal eine längere Dichtung in Prosa. Das unterblieb bisher nicht aus Mangel an Stoff, sondern an Raum. Wirklich starke und echte poetische Produkte sind noch immer die eigentlichsten Zierden einer Zeitschrift gewesen, und auch wir betrachten die wenigen, ausgewählten Dichtwerke, die uns bei der Fülle unserer Aufgaben zu veröffentlichen möglich ist, als die wichtigsten Beiträge. Hier spricht das Sein, nicht das Wollen - und im Sein und Wesen sich kennen und lieben zu lernen, ist das höchste Ziel auslanddeutscher Gemeinschaft.

Die Dorpater Vortragswoche vom 12.-20. April

Obgleich das Deutsche Kulturamt (Sektion für Hochschulwesen) in Reval sich bereits vor Monaten an eine Reihe deutscher Hochschullehrer im Reiche gewandt hatte, um sich ihrer Mitarbeit an den Kursen zu versichern, musste es leider in letzter Stunde wegen zahlreicher Absagen sein Programm ändern. Aber diese Änderung erwies sich insofern als Vorteil, weil wir nicht nur mit dem 7. baltischen Lehrertag, der vom 6.-10. April in Riga tagte, sondern auch mit dem Herderinstitut in den Austausch der Dozenten treten konnten.

So teilten sich dieses Mal die Herren Prof. Th. Litt-Leipzig, Prof. W. Dibelius-Berlin und Dr. K. J. Obenauer-Darmstadt in die Arbeit der Vortragskurse.

Hatte bereits Prof. Litt in Riga über „Formen des deutschen Bildungsgedankens“ und Dr. Obenauer über „Goethes pädagogische Grundanschauungen“ auf dem baltischen Lehrertag, ferner Prof. Litt „Über den Sinn der Geschichte“

und Dr. Obenauer über Strindberg im Herderinstitut gesprochen, so eröffnete Prof. Litt seinen Vortragszyklus in Dorpat über „Geschichte und Weltanschauung“, Dr. Obenauer über „Goethes pädagogische Grundanschauungen und den nachgoetheischen Menschen (Hölderlin und Nietzsche)“, dann folgte Prof. Dibelius mit seinem Zyklus „Englischer Parlamentarismus und Imperialismus“.

Wiederum, wie in den Herbstvorlesungskursen v. J., hatten wir eine weltanschauliche Frage in den Mittelpunkt unseres Kurses gestellt. In vorbildlicher Weise löste Prof. Litt diese Aufgabe. Er verstand es, die Hörschaft dauernd zu fesseln und in einem gewissen Gegensatz gegen die romantisch - organologische Schule (Herder bis Nietzsche) die Hegel - Husserlsche Philosophie in ihrer Betonung des objektiven Geistes und ihrer Wendung zum Gegenständlichen als die von der Zeittlage verlangte Weltanschauung darzustellen. Den beiden in Reval gehaltenen Vorträgen „Zur gegenwärtigen Kulturlage“ und „Vom Sinn der Geschichte“ setzte Prof. Litt noch durch eine in der philosophischen Sektion der Estländischen literarischen Gesellschaft gegebene Darstellung der „Gegenwärtigen Strömung in der Philosophie“ die Krone auf. In der knapp bemessenen Zeit einer Stunde gelang es ihm, die beiden grossen Strömungen der logizistischen und der Lebensphilosophie wundervoll klar zu schildern und die nachfolgende Diskussion, an der sich Schreiber dieser Zeilen als Organologe beteiligte, trug wesentlich dazu bei, auch der Lebensphilosophie im Rahmen der Husserlschen Phänomenologie ihren berechtigten Platz einzuräumen. Wenn schon in den beiden vorhergehenden Vorträgen Litts eine verschiedenartige Einstellung des Vortragenden zu Tage trat, indem er bei Beurteilung der Kulturlage jede Werttheorie ausschaltete und nur die Kriterien des objektiven Geistes gelten liess, während zuletzt in der Deutung des Sinnes der Geschichte der goetheische Standpunkt: „was fruchtbar ist, allein ist wahr“ von Litt akzeptiert wurde - so deutet dieser Widerspruch schon darauf hin, dass wir gar nicht imstande sind, allgemein gültige, absolute Wahrheitskriterien für sämtliche Formen und Arten unseres Denkens und Verstehens zu finden, dass die Mathematik uns andere Wahrheiten übermittelt, als die Lebenskunde, die Geschichte wieder andere, als die Physik. Allein, wenn es auch im Interesse der Wissenschaft eine Notwendigkeit sein mag, diese Einzelwahrheiten auch in ihrem gegenseitigen Widerspruch nebeneinander bestehen zu lassen, so kann das Leben mit diesen Teilwahrheiten sich nicht zufrieden geben, es verlangt zumindestens nach einer Über- und Unterordnung dieser Wahrheiten, damit es seinen Masstab für den Wahrheitswert nicht heute aus dem Arsenal mechanischer Gesetzmässigkeiten für Fragen des Lebens und morgen aus den organischen Gesetzen für technische Fragen zu beziehen gezwungen wäre. Es war ein bedeutsames Verdienst Prof. Litts, uns diese tiefgehende Kontroverse im geistigen Leben Deutschlands nahegebracht zu haben.

Dr. K. J. Obenauer, der rühmlichst bekannte Verfasser der Werke „Der Faustische Mensch“ „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion“ „Novalis, Hölderlin“ u. a. brachte die beiden Gegensätze des nachgoetheischen Menschen in Hölderlin und Nietzsche zu freier, bildhafter Ausprägung und das Bild ihrer Zerrissen-

heit stand grell auf dem harmonischen Grunde des Menschheitserziehers, des Pädagogen Goethe. Hier lebte und webte goetheischer Geist und wie ein seltsames Warnungssignal vor allzu reaktionärer Rückkehr zum „objektiven Geist“ erschien gleichzeitig das Aprilheft der „Tat“ (Diederichs, Jena) mit den wieder entdeckten Vorkämpfern einer romantischen, auf Goethes Spuren wandelnden Naturphilosophie, einem Carus und K. Chr. Planck.

Das aktuelle Thema „Englands Parlamentarismus und Imperialismus“ behandelte Prof. Dibelius mit tiefgehender Sachkenntnis in einem Vortrag von glänzendem Aufbau. Wenn auch vom Vortragenden betont wurde, dass die innere und äussere Politik Englands als eine keineswegs für andere Staaten programmatische und bindende, sondern eben völlig aus der Mentalität des Engländers, seiner geographischen Bedingtheit und seiner historischen Entwicklung erwachsene anzusehen sei, so kam doch vielleicht - wie wie wir es oft bei dem „objektiven“ Historiker finden - der grundsätzliche geistige Gegensatz zwischen dem Engländer und dem Deutschen nicht zu seinem vollen Recht. Dieser Gegensatz reicht weit in die metaphysischen Urgründe hinein und wirkt sich von dort in alle Formen des Lebensstiles aus, er bestimmt die Verschiedenartigkeit in der Ausprägung der Individualität, ihres Gemeinschafts- und Nationalgefühls und ihres Machtwillens. Er bestimmt zuletzt auch durch seine Stellungnahme zu Beruf und Arbeit die Wirtschaftskonkurrenz beider Nationen.

So führten diese Vortragsreihen die Hörer wiederum in die schweren Probleme unserer Zeit und liessen sie hoffnungsvolle Blicke in deutsche Geistesarbeit tun, die an erster Stelle in ehrlicher Forschung und Selbstbesinnung bemüht ist, der inneren Zerrüttung Europas durch geistigen Wiederaufbau Herr zu werden.

Wir aber durften den Vortragenden zeigen, auf welchen Wegen die Kulturautonomie der deutschen Minorität im Lande nicht nur dafür Sorge trägt, sich an den Früchten deutscher Kulturarbeit als Empfangende zu bereichern, sondern in zielbewusster Auswahl der Vortragenden und der Themata bemüht ist, unserer deutschen Aufgabe den tiefen Sinn und inneren Zusammenhang in redlicher Mitarbeit an dem deutschen Problem zu geben.

Dr. R. von Engelhardt - Reval

Die Bücher der Zeit

Wilhelm Schäfer: Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Verlag Georg Müller, München.

Schäfer ist seit Jahren wohlbekannt als meisterlicher Erzähler, als einer der wenigen, die es verstehen, den epischen Stil wirklich rein zu halten von allem Dramatischen, Vergangenes wirklich vergangen darzustellen und doch mit tiefstem Eindringen in alles Feinste und Geheimste des Seelischen, das gerade dann in seiner ganzen Wesenhaftigkeit sich aufrichtet, wenn der bunte Staub der gegen-

wärtigen Erscheinung abgewischt ist. Schon früher hatte er seine Kunst gern am Nacherzählen gegebenen Stoffes betätigt, sei es solcher, der ihm durch Überlieferung zugekommen war, sei es solcher, den das Leben selbst ihm zutrug. Auch in dem vorliegenden Werke, das 1915-21 entstanden und 1924 erschienen ist, unternimmt er es, gegebenen Stoff zu gestalten; aber nun sind es nicht mehr einzelne Vorfälle, noch einzelne Lebensläufe, sondern er wagt es, dem deutschen Volk das Ganze seiner Vergangenheit, von fabelhaften Urvätertagen bis zur Gegenwart herab, vorzuführen, auf dass es aus Vergangenheit und heutigem Tage heraus den Weg in die Zukunft finde. Es ist hier der Versuch gewagt, auf wenig mehr als 500 Seiten eine Geschichte von über zwei Jahrtausenden zu zeichnen, die Geschichte des Volkes, das, im Herzen des Erdteiles siedelnd, wie kein anders verflochten ist in alles Geschehen ringsum. Die Fülle des Stoffes liess sich natürlich nur bändigen, indem eine Geschichte der deutschen Seele geschrieben und alles ausgeschieden wurde, was blosser Körper ist, zufälliges äusserliches Geschehen. So ist hier die Auswahl das eine, worin des Verfassers Wesen sich offenbart und dessen Billigung oder Verwerfung zugleich unser Urteil über das ganze Werk enthält. Da wäre zu sagen, dass kaum etwas Wesentliches ausgefallen und kaum etwas Unwesentliches aufgenommen erscheint. Und das andere ist die Weise der Darstellung. Hier hat Schäfer danach gerungen, in gedrängtestem und eindrucksvollstem Worte nicht nur die Dinge selbst zu geben, sondern zugleich die Art, wie er sie innerlich durchdringt und wertet. Er hat sich dazu eine eigene Sprache geschaffen, eine kunstvoll und ebenmässig bewegte Prosa, die immer zum Hexameter hindrängt mit seinem fallenden Rhythmus im freien Wechsel zwei- und dreisilbiger Füsse, durchwoben von beständigem Stabreim, der sich hier so recht bewährt als der natürliche und angemessenste Schmuck unserer Sprache auch heute noch - oder vielmehr: als das äussere Zeichen innerlich geheimer Verwandtschaft des Erlebniswertes von Wort und Wort. Und noch mehr als all dies scheinbar Äusserliche zeigt Schäfers Seelenanteil an dem Dargestellten der überwuchernde Reichtum bildlicher Wendungen. Kaum ein Satz, worin er Dinge und Vorgänge einfach bei dem Namen genannt hätte, den Verstand und Wissenschaft ihnen gegeben, überall schafft er aus der Phantasie für die Phantasie, und durch starke und kühne Bilder und Übertragungen zwingt er uns, die Dinge zu sehen, so wie er sie gesehen hat. Dabei wird es nicht vermieden, sondern gesucht, dass formelhafte Wendungen sich bilden, die immer wiederkehren, so oft von den gleichen Dingen die Rede ist. So ergeben sich oft ganz überraschende Ähnlichkeiten, die Bekanntes in neue Beleuchtung rücken. Natürlich ist nicht jede seiner kühnen Metaphern überzeugend, und die eine und die andere dient sogar eher der Verdunkelung der Sache als ihrer Aufhellung. Auch ist es nicht möglich, hunderte von Seiten in dem gleichen Tonfall zu lesen, ohne dass der Sinn von dem Inhalt abgelenkt und durch den Rhythmus eingeschläfert wird. Aber das sind kleine Mängel, die notwendige Kehrseite der Vorzüge von Schäfers Form. Diese Vorzüge aber sind: schon hundertmal Gehörtes gewinnt ein neues Gesicht, längst Gewusstes greift

uns ans Herz mit der Gewalt erstmaligen Erlebens. Und dabei ist es wunderbar, wie diese so ganz persönliche Form sich fügt zu bereits Geformtem, so dass Stellen aus der Edda, aus Meister Eckhart und der Lutherbibel, leise umgeformt, nicht als Fremdkörper dastehen im Flusse von Schäfers Sprache, sondern eingeschmolzen und angeeignet, als seien es seine eigenen Worte.

In dreizehn Bücher hat er den Stoff gegliedert; bald mehr zeitlich, bald mehr inhaltlich Zusammengehöriges vereinigend.

Wie jede Anordnung grosser geschichtlicher Stoffmassen ist natürlich auch diese nicht einwandfrei, denn das Geschehen hat mehrere Dimensionen, die Erzählung aber nur eine; doch wäre es Kleinmeisterel, darüber zu rechten, dass etwa die Scholastik vor Heinrich dem Finkler erscheint und Hans Sachs nach Mozart, ebenso wie es kleinlich wäre, ihm einzelne sachliche Irrtümer aufmutzen zu wollen, - Dinge, die jeder Obergymnasiast verbessern kann, und auf die für das Wesentliche nichts ankommt.

Dies Wesentliche ist aber einmal die staunenswerte Fähigkeit Schäfers, sich in ferne Zeiten und Menschen einzufühlen. Freilich sind es Menschen deutschen Blutes, die dem Deutschen, auch über Jahrhunderte hinweg, immer verständlicher bleiben werden als Fremdblütige, selbst wenn es Zeitgenossen sind. Es wäre reizvoll, des Verfassers Darstellung bedeutender Persönlichkeiten etwa mit Eulenberg's Schattenbildern im Einzelnen zu vergleichen. Dieser würde dabei entschieden verlieren. Hat er doch, im Bestreben, recht kennzeichnende Züge zu erfinden, nicht selten die Grenze des Zerrbildes gestreift, was Schäfer nie tut.

Zum zweiten ist aber wesentlich die Grundanschauung, von der das Buch getragen ist. Im Vorwort hat der Verfasser selber versucht, sie, die unausgesprochen das Ganze durchweht, in ausdrücklichen Worten zusammenzufassen. Auch ihm ist der Weltkrieg die Auslösung eines unerträglichen und unwürdigen Zustandes der europäischen Menschheit gewesen, der Zusammenbruch der modernen Zivilisation. Er begann als ein blosser Kampf der Raubtiere von Europa um den Futtertrog und bekam erst im Weltgericht der russischen Revolution einen höheren Sinn. Dass es überhaupt möglich war, erklärt sich daraus, dass es seit dem Ende des letzten Imperators im höheren, sittlichen Sinne, Napoleons des I., nur noch den Imperialismus, die Idee der wirtschaftlichen Vorherrschaft gab. Die Wiederherstellung des deutschen Kaisertitels bedeutete dagegen zunächst nur eine völkische Angelegenheit, und auch diese fand ihre endgiltige Lösung: Reichsgrenze gleich Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, zunächst nicht. Dass das halbe Jahrhundert nach Bismarck nicht dazu benützt wurde, diese Lösung zu schaffen, ist eine Schuld der Deutschen im Reiche. Dazu kam, dass Deutschland trotz des von Geburt an hinfälligen Dreibundes politisch zu schwach war, zwischen England und Russland ein selbständiger Anwärter auf die Weltherrschaft zu sein, dass aber Kaiser Wilhelm II. doch so tat, als ob er dies wolle, und dadurch die ganze Welt noch mehr reizte, als es Deutschlands wirtschaftlicher Aufschwung schon getan hatte. Aber nicht um eigener

Weltherrschaftsgedanken willen ist Deutschland in den Weltkrieg hineingetappt, sondern um die klägliche Torheit eines Habsburger Grössenwahnes zu decken, der von Eroberungen auf der Balkanhalbinsel träumte. So war der Weltkrieg kein Existenzkampf im völkischen Sinn,* und das erklärt auch sein jämmerliches Ende, das ein Weltgericht war über die abendländischen Völker, als welche die Gläubigkeit ihrer Ideale verloren hatten, und über Deutschland als einen Hauptträger solcher Veräusserlichung. Nun müssen wir wiederum deutsches Volk im Sinn unserer Vergangenheit werden. Diese ist aber zunächst bestimmt durch das tragische Schicksal der Deutschen, dass sie keine Religion aus ihrem eigenen Wesen heraus sich schaffen durften, sondern das, ursprünglich semitische, Christentum und noch dazu in griechisch-römischer Umformung und Veräusserlichung, aufgezwungen bekamen. Dieser Zwiespalt schien in Gotik und Mystik sich lösen zu wollen, als Luther durch Hereinnahme des alten Testaments in das ev. Christentum wieder einen Teil dessen verloren gab, was Eckhart schon gewonnen hatte. Dazu kam im Gefolge der Reformation der Zwiespalt zwischen päpstlichem Kaiser und evangelischem Landesherrn. Das führte zur neuen Fremdherrschaft der Franzosen in der deutschen Bildung. Eine Wiedergeburt im Geiste Bachs, Kants und Goethes wurde durch die heilige Allianz verhindert. Erst seit 1866 und dem Kulturkampf versickert jener Zwiespalt in der Alltäglichkeit, ohne doch gelöst zu sein. Und er wird abgelöst durch den neuen Zwiespalt des Bürgers und des Proletariers, den die Menschheit geschichtslos gemacht hat. Der Marxismus ist die Verkehrung einer ins Materielle vergrößerten Religion, aber er kann zu einer sittlichen Zielsetzung führen. Die alte Zwietracht „deutsch“ und „christlich“ kann in unserer Zeit durch eine religiöse Entscheidung gelöst werden, durch tapfere Hinwendung der Seele zum irdischen Dasein, um darin „Gott zu tun“. Das Schlachtfeld zwischen Moskau und Versailles, den letzten Verwandlungen des Papstes und des Kaisers, wird Deutschland sein; das gibt dem deutschen Volk die Möglichkeit, durch eine neue Höhe der innerlichen Lebensführung und Lebensleistung die verlorene Ehre wiederzugewinnen. Möglich ist das aber nur, wenn wir unser Volkstum, eine Naturgegebenheit und Notwendigkeit des Menschentums, nicht wegwerfen, sondern bewusst festhalten. Nur als Deutsche können wir der Menschheit dienen. Die Vorrede schliesst mit den Worten: „Niemand wurde ein Kreuz aufgerichtet, um das Leben zu verbilligen; nur wer sein Kreuz aufnimmt, folgt ihm nach, und wer es liebt, nicht als brünstige Busse, sondern als den sichtbaren Teil seines ewigen Lebens, wer seiner tapfer und froh wird, der ist erlöst. Das ist deutsche Gläubigkeit, aus der allein der Zwiespalt deutsch und christlich bezwungen werden kann; das ist der deutsche Gott, der allein unserem Volk helfen kann! In seinem Dienst stand ich, als ich versuchte, mir selber und meinem Volke die Schicksalsgeschichte der deutschen Herkunft zu schreiben.“ Es scheint mir, als ob dies Werk auch uns Auslandsdeutschen nicht wenig zu sagen hätte.

F. Czikel - Schässburg.

* Wir stimmen dieser Ansicht Schäfers nicht zu. Anm. d. Schriftleitung.

Bücherschau

Baltisches Dichterbrevier. Herausgegeben von Werner Bergengruen. Verlag Georg Neuner, Berlin und Leipzig, 1924.

Ein Genie inmitten vieler grosser und kleiner Talente - so stellt sich das Brevier dar, in dem Werner Bergengruen das Schönste deutschbaltischer Lyrik aus 6 Jahrhunderten gesammelt hat. Das Genie ist Jakob Michael Reinhold Lenz, Goethes Jugendfreund, der Dichter der „Soldaten“, der doch in der Lyrik sein Stärkstes gegeben. Was ist es, das uns bei seinen Versen erregt das Herz pochen lässt, was macht die unbeschreibliche trauervolle Süsse seines Gesanges aus, der volksliedhaft schlicht und doch unbändig und doch qualvoll zerrissen und einsam ist? Nicht anders als der junge Goethe reisst uns Lenz mit dem gewaltsamen Griff des Genies in das drängende Treiben und Strömen seiner Seele hinein, das ursprünglich und jung bleibt wie am ersten Tag. Nicht distanzierendes Medium sind Vers und Form, sondern unmittelbarer Ausdruck der singenden, bewegten, getriebenen Seele. Greller, schneidender, überspannter klingen die Saiten, als die volle mächtige Naturharfe Goethes, aber ebenso werden sie bewegt vom Atem der Ewigkeit, sind Instrument in den Händen höherer Gewalten. Bei solcher in tiefste menschliche Urgründe tauchender Dichtung, verschwindet die landschaftliche und volkliche Bedingtheit ihrer Schöpfer, sie gehören der Welt. Goethe ist nicht bloss Rheinfranke, Lenz nicht bloss Deutsche, Lenau nicht bloss Bapater Schwabe. Aber der Horst, aus dem die Geistesadler in die Unendlichkeit stiegen, ist geweiht, und mit stolzer Sehnsucht schauen Brüder und Enkel ihren Flügen nach, die sie aufwärts trugen in unbändige Weite, vielleicht auch - wie Lenz und Lenau - zu gigantischem Sturz. Ihr Scheltern und Zerschmettern ist mehr als unsere Sicherheit.

Um den leidzerstörten Dichterheros schliesst sich ein Blumengarten sorgsam gepflegter Gewächse. Baltische Eigentümlichkeit lässt sich an ihnen deutlicher wahrnehmen, als an dem nach anderen Klassen zählenden Genie. Die Formvollendung einer alten edlen Rasse, die stille, müde und sensible Vornehmheit eines überzüchteten Blutes geben den besten dieser Produkte ihre Eigenart. Am ausgeprägtesten Siegfried von Vegesack. Sehr schöne Gedichte findet man auch von Bruno Götz, Johannes von Günther, Werner Bergengruen. Von früheren sei genannt der Storm-Epigone Freiherr von Fircks. Aber auch die sonstigen Beiträge wahren alle Niveau und der Durchschnitt ist entschieden höher, als z. B. der einer siebenbürgisch-sächsischen Anthologie, (der überdies ein Lenz fehlt). Es wäre interessant, Vergleiche zu ziehen - wir müssen sie für ein späteres Heft vorbehalten. Jedenfalls gibt es kein besseres Mittel, unsere baltischen Brüder kennen und lieben zu lernen, als diesen geschmackvoll ausgewählten Gedichtband.

K. N.

Kurt Stavenhagen: Absolute Stellungnahmen. Eine ontologische Untersuchung über das Wesen der Religion. Verlag der Philosophischen Akademie Erlangen, 1925.

Unter absoluten Stellungnahmen versteht der Verfasser (einer der führenden Männer des Herderinstitutes in Riga) jene persönlichen Haltungen des Subjektes, die in ihrer, keiner weiteren Steigerung mehr fähigen Abgeschlossenheit nur als auf ein absolutes Du, also auf Gott, den Gegenstand der Religion bezogen gedacht werden können. Nachdem im ersten Teil des Buches die persönlichen Stellungnahmen oder Noësen überhaupt, und zwar die negativen (Hass und Verachtung) ebenso wie die positiven (Liebe und Verehrung), einer eingehenden Prüfung unterzogen wurden, beschäftigt sich der zweite ausschliesslich mit den absoluten positiven Stellungnahmen, bzw. mit deren organischer Verschmelzung als der eigentlich religiös zu nennenden subjektiven Haltung. Stavenhagen bedient sich der phänomenologischen Methode Husserls und setzt sich im Lauf seiner Untersuchungen mit verschiedenen anderen phänomenologisch orientierten Forschern, so mit Max Scheler, Rudolf Otto, Geiger usw. auseinander. Die besondere Begabung des Verfassers liegt durchaus auf der wissenschaftlich-deskriptiven und weniger auf der philosophisch-schöpferischen Seite. Daraus ergeben sich sowohl die Vorzüge wie auch die Mängel seines Werkes. Zu jenen gehören vor allem peinlichste Genauigkeit in der Definition, wissenschaftliches Verantwortungsgefühl und sittlicher Ernst. Hingegen kommt das religiöse Bedürfnis entschieden zu kurz. Die Methode überwuchert den Gegenstand und drückt dessen Eigenwärme fast bis zum Gefrierpunkt herab. Über das „Wesen der Religion“ erfährt man nichts wesentliches, höchstens über das Wesen des Unreligiösen. Stavenhagen kommt über die religionsphilosophisch relativ wenig bedeutsame psychologische Sphäre nirgends hinaus. Trotzdem aber behalten seine Analysen für den „Fachphilosophen“ zweifellos ihren Wert. Und auch der weltanschaulich anspruchsvollere Leser wird zugeben müssen, dass sich das Werk in seiner, aller Schwärmerei abholden keuschen Nüchternheit und bescheidenden Sachlichkeit sehr vorteilhaft von den zahllosen Blüten moderner Pseudomystik unterscheidet. Hinter diesem Buch steht ein Mann, das bleibt das Ausschlaggebende und nimmt für sich ein.

„Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slovenien.“
Von Dr. Martin Wutte und Oskar Lobjmeyr. Verlag Buchhandlung Artur Kollitsch, Klagenfurt, 1926.

Im vergangenen Jahr ist in Laibach eine mit dem Decknamen „Carinthiacus“ gezeichnete, slovenisch verfasste Schrift erschienen, die den Zweck verfolgt, das Ausland über die Lage der Minderheiten beiderseits der österreichisch-jugoslawischen Grenze irrezuführen und für die Abtrennung Südkärntens von Österreich Stimmung zu machen. Das vorliegende Buch will nun die bewussten Irrtümer und Fälschungen dieser Schrift berichtigen und darüber hinaus auf Grund eines verlässlichen statistischen Materials die Tatsachen der Wahrheit entsprechend

darstellen. Die beiden Verfasser haben in vorbildlich objektiver und nüchterner Weise die Verhältnisse, unter denen sowohl die slovenische Minderheit in Kärnten wie die deutsche in Krain und Südsteiermark heute zu leben hat, geschildert. Die Angaben erstrecken sich auf sämtliche politische, kulturelle und wirtschaftliche Gebiete und liefern als Endergebnis ein wahrhaft erschütterndes Bild von den Leiden, die die Deutschen Sloveniens trotz Minderheitenvertrag usw. erdulden müssen, während sich die in Kärnten ansässigen Slovenen aller nur erdenklichen Begünstigungen erfreuen. Hoffentlich findet diese Broschüre ihren Weg auch ins Ausland.

Erwin Reisner - Hermannstadt.

J. W. Mannhardt: „Der Faschismus“. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1925.

Wenn von Zeitfragen und -Strömungen die Rede ist, die noch gewaltig wirken und noch nicht ausgegoren haben, dann wird in Wort und Schrift mehr gekämpft, als betrachtet, gleichgiltig ob in offener oder verhüllter Form.

Dieses Buch ist ein Geschichtswerk eines Schauenden, der sine ira et studio den grossen Wurf unternimmt, den Faschismus, dieses wenn auch vielleicht nicht im Wesen, so doch in seinen Formen neuartige Gewächs im europäischen Staatenleben in seinem Werden und seinen Wurzeln verständlich zu machen. Was für Schwierigkeiten und Bedenken dabei offenbar werden können, hat der Verfasser deutlich empfunden und zum Ausdruck gebracht, aber er hat doch sehr viele der Schwierigkeiten bannen können mit jenem Einfühlungsvermögen in fremdes Denken, Sinnen und Trachten, das man bei deutschen Gelehrten am ehesten findet.

Was Mannhardt in seinem Werk gemeistert hat, das ist ein Stück jüngster Geschichte, ein Stück abendländischer Kultur und europäischen Lebens, aber auch ein Teil des ewigen, lebendigen Menschheitsthemas.

Der Faschismus ist jetzt mehrere Jahre alt und hat schon manche Belastungsprobe bestanden und manchen Erfolg erreicht. Er weicht ab von gewohnten Wegen und beweist zuweilen erstaunliche Kraft. Wenn nun zwischen Kraft und neuen Wegen, neuen Zielen und anderer Gangart ein enger Zusammenhang besteht, dann ist ein Werk, das von diesen Dingen den Schleier heben und den Staub entfernen will den die Welt im Eifer darüber aufgewirbelt hat, in seiner Aufgabe gerechtfertigt.

Mannhardt hat bei der Aufzeigung der historischen Voraussetzungen des Faschismus und bei starker Hervorhebung der Führerpersönlichkeit wohl das Einmalige, das Zeitgebundene, das Unwiederholbare und Persönliche trefflich in seiner Lebendigkeit erfasst und verbunden. Dieses Werk hat sein Leben. Man wird es hoch schätzen, ohne viel über die Methode der Geschichtsschreibung gehört zu haben. Aber wer die Kunst dieses Werkes geniessen will, der wird auch auf seine Kosten kommen, denn es liegt gerade der überblickenden Betrachtung staatlichen und politischen Lebens, die grosse Zusammenhänge auf-

zuweisen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden hat, notwendig ein Staatsdenken und eine Gesellschaftsauffassung zu Grunde, die sich im Werke immer wieder zu erkennen gibt und die, wenn sie dem Leben entspricht, ihre Werke für sich sprechen lässt, wenn sie aber lebensfremd ist, ihre Schwächen nicht dauernd bemänteln kann. Diese Auffassungen geben das Richtmass des gedanklichen Aufbaues, auch wenn sie nicht in einzelne Theorien zerlegt werden können, und sind der feste Boden, von dem aus es Mannhardt möglich ist, das Schöpferische, Junge und Kraftvolle der faschistischen Bewegung aufzuzeigen, ohne deshalb die Schwächen und wenig erhebenden Begleitererscheinungen zu übersehen oder ohne auf eine Kritik der faschistischen Brutalität gegen Deutschsüdtirol zu verzichten.

Das liberale Denken wird immer wieder dazu getrieben, überindividuelle geistige Realität zu übersehen und alles in Privatinteressen aufzulösen. Beim Faschismus wird das überindividuell Geistige als Quellpunkt von Kraft und Mass im menschlichen Leben wieder klar, vielleicht nicht von allen erfasst, aber als Lebenseinstellung von den Stärksten und einigen Führenden sicher hochgehalten.

Darum übersehe der Deutsche den Faschismus nicht, denn er ist nicht bloss Modeerscheinung, und wenn auch unsere deutschen Stammesbrüder in Südtirol in dem Faschismus vor allem eine heftige feindliche Gewalt zu spüren bekamen, so ist es doch angebracht, zu fragen was für Kräfte da am Werke sind. Das sagt Mannhardts Buch.

BCU Cluj / Central University Library Cluj Dr. Ewald Sindel - Hermannstadt.

Unser Preisausschreiben

Das Preisausschreiben für Wandsprüche und Postkartensprüche ist von 332 Einsendern mit etwa 2000 Sprüchen beschiedt worden. Nach eingehender Prüfung hat ein Preisrichterkollegium, bestehend aus den Herren Stadtpfarrer und Bischofsvikar D. Adolf Schuller - Hermannstadt, Pfarrer Hermann Klöss-Hammersdorf, Herman Roth - Hermannstadt, Dr. Richard Csaki und Dr. Konrad Nussbächer die Entscheidung über die Preisverteilung gefällt. Den drei erstgenannten Herren, die sich in lebenswürdiger Weise der zeitraubenden Arbeit unterzogen haben, sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen.

Nachfolgend werden die preisgekrönten Sprüche angeführt. Wir können feststellen, dass auch ausser diesen eine Fülle schöner, kerniger und bedeutender Sprüche eingelaufen sind. Es galt das Allerbeste auszuwählen und hierbei liessen sich die Preisrichter von folgenden Grundsätzen leiten:

Die Sprüche sollten - wie das Ausschreiben formulierte - „das Echte und Poesievollte der deutschen Volksseele zum Ausdruck bringen und dem Bewusstsein religiös - sittliche und völkische Gedanken einprägen.“ Zweierlei musste der ideale Spruch vereinigen: einen tiefen menschlichen Gehalt und eine schlichte,

knappe, einprägsame Form. Leeres Phrasengeklingel ohne tiefere Gemütsöne musste von vorneherein ausscheiden; dann aber mussten die Sprüche auf die Goldwage gelegt werden, um sie auf ihre innere Echtheit, Lauterkeit und Gewichtigkeit zu prüfen. Und dann wiederum, wenn sich so „Wahres vom Schein“ getrennt hatte, musste entschieden werden, welcher Spruch an Tiefe, Dichte, Kraft, Würze, Anschaulichkeit und Witz den Vorrang vor dem anderen habe. Auf diese Weise hat sich die untenstehende Auslese ergeben. Sie spricht für sich selbst.

Sollte aber der eine oder der andere der Einsender, die keinen Preis erhielten, seinen Spruch für schöner halten, als irgend einen der hier angeführten, so sei ihm das unbenommen und er freue sich seiner umso mehr. Ein gewisser persönlicher Geschmack und eine Vorliebe für bestimmte Gedankenrichtungen spielt bei jedem Urteil wohl unbewusst mit. Was die Preisrichter als Garantien geben können, ist ihre Persönlichkeit und die Reinheit ihrer Triebfedern.

Wir hoffen, dass alle Einsender an dem Preisausschreiben Freude hatten und eine Bereicherung für sich selbst davongetragen haben. Es stand für jeden der ganze Reichtum der deutschen Spruchdichtung offen, um das ihm Liebste und Schönste daraus zu küren. Vielleicht sind viele dadurch zum Bewusstsein gekommen, wie reich und tief dieser unergründliche Schatz ist. Einen Gewinn daraus erhoffen wir uns aber auch für unsere Leser und die Bezieher unserer demnächst erscheinenden Wandspruchblätter und Postkarten. Es sind Sprüche darunter, die zu dem Höchsten gehören, was in deutscher Sprache gesagt wurde.

Mit voller Absicht haben wir die beiden ersten Preise selbst verfassten Sprüchen verliehen. Und auch bei der Verteilung der weiteren Preise hatten die Sprüche, die der Allgemeinheit schwerer zugänglich sind und die einen besonderen Spürsinn der Einsender für echtes, gehaltvolles Gut voraussetzen, den Vorrang. Einige sehr wertvolle Sprüche, die sehr bekannt sind und von mehreren Einsendern gleichzeitig einliefen, konnten nicht preisgekrönt werden, in einem Falle, wo es sich um den Spruch eines lebenden Dichters handelte, wurde diesem der Preis zuerkannt.

Preisgekrönte Sprüche:

1. Preis zu 10,000 Lei:

Wechselnde Pfade -
Schatten und Licht -
Alles ist Gnade.
Fürchte Dich nicht!

Verfasst und eingesendet:

Else Schwartz - Riga.

5 Preise zu je 1000 Lei:

Wohl dir, wenn deine Väter waren
Was du zu werden bist bestrebt
Und dein Geschick vor grauen Jahren
Zu deinem Segen ward gelebt.

Verfasst und eingesendet: Wilhelm Petri - Reps (Siebenbürgen).

O schön, wer beides heisst und ist,
Ein Ackersmann und frommer Christ.

(Hausinschrift in Grosscheuern)

Einsenderin: Amalie Fleischer - Grosscheuern (Siebenbürgen).

Das Herz in mir teil ich mit dir;
Brech' ich's von dir, räch's Gott an mir;
Vergess' ich dein, vergess' Gott mein;
Das soll uns beiden Vermächtnis sein!
(Wandspruch in der „Brautkammer“ der St. Marien - Gilde zu Riga)
Einsenderin: Lydia v. Engelhardt - Riga.

Em maus den Teiwel mat Gotteskraft schlon.

Man muss den Teufel mit Gotteskraft schlagen.

(Leibspruch des Lederermeisters Martin Schlandt)

Einsender: Prof. Heinrich Schlandt - Kronstadt.

Ach Gott, wie gehts so traurig zu,
Dass die mich hassen, die ich nichts tu!
Die mich nichts gönnen und mich nichts geben
Die müssen doch sehen, dass ich kann leben.

(Inscription des 18. Jahrhunderts an einem altmärker Bauernhaus.)

Einsender: Prof. Dr. Otto Stiehl - Berlin.

30 Preise Jahresbezug „Ostland“

Entarten die Frauen, entartet das Volk.

(Auf einem Mühlbäcker Nachbarschaftszeichen.)

Einsender: Prof. Alfred Moeckel - Mühlbach.

Die Alten sollen die Jungen lehren,
Die Jungen sollen auf die Alten hören,
Einer soll den anderen ehren,
Alsdann wird uns Gott vermehren.

(Hausinschrift in Honigberg)

Einsenderin: Dora Angermann, Lehrerin - Heltau.

Wer aus der Schule nichts
Nimmt mit sich in das Leben,
Den wird das Leben in die Schule nehmen.

(Wandspruch auf einem Hause in Talmesch.)

Des Bauern Arbeit ist am fröhlichsten
Und voller Hoffnung.

(Luther, Tischreden.)

Einsender : Heinrich Brandsch - Rosenau.

Sorg net für morgen, loss uch asem Herrgott äst!
(Entstammt der sächsischen Volksdichtung, Schässburger Gegend.)

Einsender : Georg Huller - Craiova.

Sei fröhlich, damit du schaffen kannst!
Schaffe, damit du fröhlich werdest!

(Alter Wandspruch.)

Einsender : Carl N. Csallner - Deva.

„Ich darf der Sonnen“
(bedarf)

(Zu einem Bild - Alte Sonnenuhr an einer alten Dorfkirche - Inschrift)
Einsender Friedrich Volkert, Schloss Buchenau, Hessen - Nassau.

Die Alten ehre stets,
Du bleibst nicht ewig Kind,
Sie waren was du bist
Und du wirst was sie sind.

(Hausinschrift)

Einsenderin : Frau Fritzi Schnürch - Ploesti.

Es stirbt das Vieh, es stirbt die Verwandtschaft,
Auch dich trifft der Tod.
Doch nimmer kann der Nachruf sterben,
Den löbliches Tun schuf.

(Aus der „Edda“)

Einsender : Konrad Brandsch - Mediasch.

Der Hausfrau :
Trenn Wahres vom Schein,
Kenn Baumwoll und Lein!

Verfasst und eingesendet : Clothilde Bock - Mühlbach.

Krummen Wegen, krummen Rücken, krummen Reden halt dich fern,
Nicht das Bücken, - Aufwärtsblicken bringt uns wieder Heil und Stern.
Verfasst und eingesendet: Siegfried v. Volkmann - Charlottenburg.

Wo Eintracht aus den Fenstern sieht,
Die Hölle samt und sonders flieht;
Wo aber Zwietracht ist im Haus,
Da kehrt sie ein und jagt dich raus.
Verfasst und eingesendet: J. Schoech - Arcis, Bessarabien.

Unser Volk lebt in einem Jeglichen unter uns -
Drum lasset uns wacker sein!

(Arndt)

Einsenderin: Gertrud Josephie - Repts.

Wer lieber den Tod erleidet, als die Waffen streckt, kann
nicht überwunden werden.

(Stephan Ludwig Roth)

Einsender: Dr. Otto Folberth - Mediasch.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten; doch der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

(Herder)

Einsenderin: Amalie Wonner - Stein.

Man kann im Ruhn
Doch etwas tun,
Man kann im Tun
Doch etwas ruhn.

(F. v. Logau)

Einsender: Gerhard Volkert - Nürnberg.

Wem nea dos Glück tuit leuchten,
Bleibt ollwl gen in Seichten.
Dos Unglück muiss di schleifa,
Aft konnst ins Toifa graifa.

Verfasst und eingesendet: Prof. Dr. Karl Bacher - Wien.

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!

(Nietzsche)

Einsenderin: Mirjam von Milkovitz - Reval.

Es ist doch gewiss, dass in der Welt den Menschen
nichts notwendig macht als die Liebe.

(Goethe)

Einsenderin: Mirjam von Milkovitz - Reval.

O süsse Stimme! Vielwillkommener Ton
Der Muttersprach in einem fremden Lande.

(Goethe)

Einsenderin: Marie Pelger, Lehrerin - Stein.

Mensch werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen das besteht.

(Angelus Silesius)

Einsender: Dr. Emil Brestowsky - Leschkirch.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen wie du bist
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist.

(Goethe)

Einsender: Alexander Berent - Riga.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht,
Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.

(Goethe)

Einsenderin: Ilse Binder - Langenthal.

Nicht trauern und sorgen
Um Gestern und Morgen!
Glauben und Schaffen -
Das sind unsere Waffen!

Verfasst und eingesendet: Pfarrer Gottlieb Brandsch - Schirkanyen.

Tu was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

(Mathias Claudius)

Einsenderin: Wilhelmine Göllner, Lehrerin - Meschendorf.

Treibt Menschen immer euren Handel,
Sucht durch die Arbeit euer Brot,
Doch führt auch einen frommen Wandel,
Denkt oft an Gott, an Seel und Tod.

(Hausinschrift in Grosscheuern)

Einsenderin: Amalie Fleischer - Grosscheuern.

Der allerhoheste hat Macht
Über der Menschen Königreiche
Und er giebt sie deme er will.

(Inscription de anno 1235 im Fürstensaale des Rathauses zu Lüneburg.)
Einsender: Gerhard A. Pick - Mediasch.

Greivt det Schäcksal mät eisernem Plach an deng Härz,
Sa ställ! Aser Herrgott hält de Plach, und schmeist senge
Som af det Fiëld.

Verfasst und eingesendet: Gretchen Zultner, Lehrerin - Waldhütten.

Wahrheit bleibt Wahrheit, Recht - Recht,
Wie immer die Menschen sich dazu stellen.

(Kant)

Einsenderin: Mathilde Fabini - Mediasch.

Mer welle bleiwen wat mer senj,
Gott helf es etzt uch änjden,
Mer wässe, wat mer scheldich senj,
Den Diuden uch den Känjden.

(Josef Lehrer)

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Von mehreren Einsendern.

Berichtigung

In unserem Bericht über „Führende deutsche Zeitungen im Ostland“ (Ostland, Heft 5, S. 219) haben wir bedauerlicherweise unter den führenden deutsch-polnischen Zeitungen zwei sehr bedeutende ausgelassen: die „Kattowitzer Zeitung“ und den „Oberschlesischen Kurier“, die ungefähr den Umfang, die Bedeutung und die Auflagenziffer der „Deutschen Rundschau in Polen“ erreichen. Auch das ostschlesische Deutschtum besitzt nicht nur in der „Ostschlesischen Post“ sondern auch in der „Schlesischen Zeitung“ seinen Sammelpunkt. Solche sachlichen Irrtümer sind vorläufig bei dem erst in der Entwicklung begriffenen Nachrichtenaustausche der weit entlegenen auslanddeutschen Siedlungen leider nicht immer zu vermeiden.